

Trennung und Scheidung aus der Sicht der Kinder

| | | |
|----------|--|-----------|
| 1 | Annäherungen | 2 |
| 1.1 | „Sonst noch was?“ | 2 |
| 1.2 | Was es schwer macht über das Thema zu sprechen | 3 |
| 1.3 | Dies ist kein Plädoyer gegen Scheidung... auch wenn es sich so anhört | 4 |
| 1.4 | Wider die Mythen von einer schmerzfreien, einfachen Scheidung | 5 |
| 1.5 | Von Berufswegen parteiisch | 5 |
| 1.6 | Überblick | 6 |
| 2 | Der gesellschaftlich abgesicherte Ort für die Kinder ist gefährdet | 6 |
| 2.1 | Das ganze Haus – Familie in vorindustrieller Zeit | 7 |
| 2.2 | Die Familie differenziert sich aus – Industrielle Revolution und Nationalstaatlichkeit | 7 |
| 2.3 | Das kindzentrierte Familienmodell | 8 |
| 2.4 | Das paarzentrierte Familienmodell | 8 |
| 2.5 | Das Verschwinden der Kinder | 9 |
| 2.6 | Kinder als Störfaktor | 10 |
| 3 | Wie verletzt Trennung? – Zur Tiefenstruktur des Trennungsschmerzes | 11 |
| 3.1 | Selbstwirksamkeitsüberzeugung | 12 |
| 3.2 | Selbstwert | 13 |
| | Verlassen werden | 13 |
| | Telemachie | 14 |
| | Eingeschränkte Beelterung | 14 |
| 3.3 | Beziehungsvertrauen und Beziehungsfähigkeit | 15 |
| | Liebe ist flüchtig | 15 |
| | Die Triade geht als Experimentierfeld verloren | 16 |
| | Misstrauen | 17 |
| | ...und die Folgen: Vermeidung und Entwertung von Beziehungen | 17 |
| 4 | Wie verletzt Trennung? – Symptome und Verläufe | 18 |
| 4.1 | Leitsymptome | 18 |
| 4.2 | Heftige Gefühle | 19 |
| | Trauer | 19 |
| | Angst | 19 |
| | Wut | 19 |
| | Schuld | 20 |
| | Scham | 21 |
| 4.3 | Altersspezifische Bedürfnisse und Reaktionen | 21 |
| | Frühe Trennung | 22 |
| | Triangulierung | 22 |
| | Verstehen und Gestalten | 22 |
| | Pubertät | 23 |
| 4.4 | Gendaspekte – Jungen reagieren anders als Mädchen | 23 |
| | Externalisierung vs. Internalisierung | 23 |
| | Rollenkonstellation | 24 |
| | Wiederheirat | 24 |

| | | |
|----------|---|-----------|
| 4.5 | Der Scheidungsprozess | 25 |
| 4.6 | Langfristige Folgen..... | 25 |
| 5 | Symptomfreiheit ist ein Anlass zur Sorge..... | 26 |
| 5.1 | Kinder brauchen Symptome | 27 |
| 5.2 | Wenn die Symptome eskalieren oder chronisch werden... .. | 27 |
| 5.3 | Der posttraumatische Abwehrprozess..... | 28 |
| 5.4 | Beispiel Besuchskontakte | 29 |
| 5.5 | Zensierte Gefühle..... | 30 |
| 5.6 | Kindertherapie oder Elternberatung? | 30 |
| 6 | Die Bedürfnisse von Eltern und Kindern passen im Umfeld von Trennung und Scheidung nicht zueinander..... | 31 |
| 6.1 | „Illusion der Unbetroffenheit“ versus Betroffenheit | 31 |
| 6.2 | Scheidung als Lösung vs. Scheidung als Problem..... | 32 |
| 6.3 | „Ich schaff' es ohne...“ versus „Es geht nicht ohne...“ | 33 |
| 6.4 | Neuanfang versus Kontinuität | 34 |
| 6.5 | Ruhe und Selbstsorge versus Versorgungswünsche | 35 |
| 7 | Entweder die Eltern zahlen den Preis für die Trennung oder das Kind – Was deshalb zu tun wäre..... | 36 |
| 7.1 | Beziehungen schützen | 37 |
| 7.2 | Perspektivwechsel..... | 37 |
| 7.3 | Strukturen..... | 38 |
| | Kontinuität | 38 |
| | Normalität | 39 |
| | Verlässliche Abläufe | 39 |
| | Ökonomie | 39 |
| | Zwei Zuhause | 40 |
| | Übergänge gestalten | 41 |
| | Partizipation und Korrigierbarkeit..... | 41 |
| 7.4 | Beziehungen | 42 |
| | Kontakt | 42 |
| | Präsenz | 44 |
| | Einbindung | 44 |
| 7.5 | Emotionen | 46 |
| | Freude und Selbstsorge | 46 |
| | Konfliktniveau und Elternbeziehung | 46 |
| | Mit Schuld umgehen..... | 47 |
| 7.6 | Sprache finden | 48 |
| 8 | Literatur..... | 50 |

1 Annäherungen

1.1 „Sonst noch was?“

Es ist gleichermaßen schwer wie unumgänglich, dass wir Erwachsenen uns dem aussetzen, was Kinder und Jugendliche sehen, fühlen und erleben, die von Trennung und Scheidung betroffen sind. Eine kurze Sequenz aus Elke Heidenreichs Ge-

schichte „Sonst noch was“ scheint mir präzise genug zu sein, um erste wertvolle Spuren auf der Suche nach dem kindlichen Erleben aufzuspüren:

Ein kleines Mädchen sitzt im Zug auf dem Weg zu ihrem Onkel. Bei ihr im Abteil sitzt eine Frau – Roswitha Gansauge –, mit der sie ins Gespräch kommt. Aus heiterem Himmel fragt diese das kleine Mädchen nach ihrem Vater: „'Und dein Vater?' – Ich schwieg und dachte an meinen Vater, der nur ab und zu an den Sonntagen mal vorbeikam, mich mit dem Auto abholte und mit mir ins Siebengebirge fuhr. Dann aßen wir auf dem Drachenfels eine Hühnersuppe, er machte Zauberkunststücke mit Geld, Taschentüchern und der Speisekarte und fragte: ‚Und, was macht deine Mutter so?‘ und sagte sofort hinterher: ‚Sag ihr aber nicht, dass ich nach ihr gefragt habe.‘ Ich sah aus dem Fenster und tat so, als müsste ich über einen Hund, der an einer Kette bellte, ein bisschen weinen. Auf einer Blechbude stand ‚Glashütte‘, und unter einer Glashütte stellte ich mir nun wahrhaftig etwas anderes vor – das Leben schien mir voller Enttäuschung zu sein.“ – Roswitha Gansauge versteht gut – so wenig das kleine Mädchen auch gesagt hat. „,Verstehe‘, sagte Roswitha Gansauge und erzählte von ihrem kleinen Hund Gustavo. ‚Gustavo lag als kleiner Hund in einer Mülltonne. Ich ging vorbei und hörte wie er ‚Hilfe!‘ rief, und seitdem sind wir Freunde.‘ ‚Wie kommt denn ein kleiner Hund in eine Mülltonne?‘ fragte ich und streichelte den seltsam gemusterten Kopf von Gustavo. ‚Tja‘, sagte Roswitha Gansauge, ‚das frage ich mich auch. Von allein und freiwillig jedenfalls nicht, wenn du verstehst, was ich meine“ (Heidenreich 1999, 20ff).

Zumindest fünf Lektionen stechen ins Auge, die feinfühlig in die Geschichte eingewoben sind:

- Es gibt schmerzhaft, kostbare Erinnerungen an viel zu wenig; aber immerhin noch an ein paar schöne Rituale wie die Hühnersuppe auf dem Drachenfels und ein paar Zaubertricks.
- Unvermeidlich gehört die „verbotene“ Frage nach der Mutter in das Bild und die Trauer darüber, dass diese natürlichste aller Fragen so abgrundtief verboten ist.
- Aber die Trauer ist verbotenes Terrain. Selbst die Tränen muss sich das Mädchen „erschleichen“, sie solange verschieben, bis sie irgendwo mehr schlecht als recht hinpassen – „ich tat so, als müsste ich über einen Hund weinen“.
- Fast körperlich spürbar ist diese unendlich tief gehende Resignation, die in jedem Detail steckt, die hinter jeder Ecke lauert und immer wieder aufbricht – „das Leben schien mir voller Enttäuschungen.“
- Und endlich einmal gibt es einen der seltenen Erwachsenen, die mutig genug sind, ein ehrliches, wenn auch ein trauriges Bild anzubieten und die es schaffen, die Fassungslosigkeit der Kinder zu teilen: „Wie kommt denn ein kleiner Hund in eine Mülltonne [...] Tja, das frag ich mich auch. Von allein und freiwillig jedenfalls nicht, wenn du verstehst, was ich meine.“

1.2 Was es schwer macht über das Thema zu sprechen

Warum ist es eigentlich so schwer, über Trennung und Scheidung ins Gespräch zu kommen? Warum bedarf es so vieler mühsamer Anläufe, sich darüber zu verständigen, was die Trennung für die Kinder und Jugendlichen bedeutet, die davon betroffen sind? An der Relevanz des Themas kann es unmöglich liegen, denn die statistischen Zahlen sind erdrückend. Seit dem Jahr 2002 werden jährlich über 200.000 Ehen geschieden, wovon zwischen 150.000 und 170.000 minderjährige Kinder betroffen sind, d.h. jedes Jahr sind zwischen 500.000 und 600.000 Menschen in Deutschland unmittelbar von Scheidung betroffen. Nicht berücksichtigt sind dabei nichteheliche Gemeinschaften mit Kindern, nicht berücksichtigt ist, dass natürlich mehr Personen als nur Mutter, Vater und Kind in das Trennungsdrama involviert

sind: Großeltern, Freunde, Verwandte. Aufsummiert für zehn Jahre (1995 bis 2004) ergibt das 3,9 Millionen Erwachsene und 1,6 Millionen Kinder. Auch psychologische Rankings von Belastungsfaktoren sprechen eine eindeutige Sprache. Gleich nach dem Tod von engen Angehörigen gehören Trennung und Scheidung zu den kritischen Lebensereignissen, die so sehr belasten, dass sie alle zur Verfügung stehenden Ressourcen fordern, die traumatisieren und sicherlich nicht en passant abgehakt werden können.

So hoch die gesellschaftliche und individuelle Relevanz des Themas auch zu veranschlagen ist, der emotionale Subtext von Trennung und Scheidung macht es schwer, unbefangen darüber zu sprechen – noch mehr, wenn es um das Erleben der Kinder geht. Es geht dabei zwangsläufig um Schuldgefühle und um wirkliche Schuld, es geht um Wut und Trauer, um Kränkung und Verlust, um Sehnsucht, Rache, Enttäuschung und Verzweiflung. Dazu kommt, dass Polarisierung in der Natur des Themas liegt: Das Dunkle wird als noch schwärzer erlebt, der eigene Weg muss verteidigt und nicht selten gegen große Widerstände gegangen werden, der eigene Standpunkt wird kämpferisch verstärkt, das Trennende wird intensiver wahrgenommen, Verbindendes wird bewusst oder unbewusst übersehen. Und so sehr das Thema die Betroffenen emotionalisiert, so sehr polarisiert es jene, die Trennungen am Rande mitbekommen. Ängste und Hoffnungen bezüglich der eigenen Beziehung, Zufriedenheit und Unzufriedenheit mit dem eigenen Lebensentwurf, all das macht es schwer, das Thema unvoreingenommen zu betrachten (Hutter 2003b). Es verwundert nicht, dass sich viele Ratgeber, Studien und Artikel – diese Schwingungen aufnehmend – auf der einen oder anderen Seite wieder finden und sehr kämpferisch abwiegeln oder anklagen. So ist es wichtig zu Beginn dieser Überlegungen explizit darauf hinzuweisen, dass sie nicht neutral sind und dies auch nicht sein können. Sie sind getragen von der Sorge, dass es für Eltern derzeit kaum möglich ist angesichts von Trennung und Scheidung angemessen auf ihre Kinder zu reagieren, weil es keine gesellschaftliche Scheidungskultur gibt, die uns sagt, wie das denn gehen kann und die solidarisch mitträgt, was einzelne Familien erleben. Sie sind auch getragen von der Sorge, dass die langfristigen Auswirkungen von Trennung und Scheidung unser brüchiger werdendes soziales Netz weiter schwächen und die für uns individuell und gesellschaftlich lebenswichtigen, tragfähigen Beziehungen zu einem immer rarerem Gut werden.

1.3 Dies ist kein Plädoyer gegen Scheidung... auch wenn es sich so anhört

Gerade weil dieser Text versucht, das Scheidungsgeschehen zu pointieren und Interessen zu gewichten, ist wichtig, dass er kein prinzipielles Plädoyer gegen Trennung und Scheidung ist. Die Möglichkeit der Trennung hat unser gesellschaftliches Zusammenleben sicherlich auch bereichert. Ein spielerischer, entspannter und experimenteller Umgang mit Intimität bedarf sowohl der Freiräume in der Beziehung als auch der Möglichkeit klarer Abgrenzung voneinander. Die Sehnsucht und Wertschätzung, die der auf Liebe begründeten Partnerschaft heute gilt, ist wahrscheinlich höher als je zuvor in der Geschichte. Und der Möglichkeit der Trennung haben nicht nur viele Frauen, sondern auch Männer Selbstbewusstsein, Freiheit und Handlungsfähigkeit zu verdanken (Wallerstein et al. 2002, 302).

Auch der Gedanke, dass in jeder Krise eine Chance steckt – auch für die Kinder – und dass manches Scheidungskind offensichtlich gestärkt aus den Kämpfen hervorgeht, ist wichtig. Differenziert benennt die kalifornische Scheidungsfolgenforscherin Judith Wallerstein den potentiellen Scheidungsgewinn: Scheidungskinder „sehen sich als Überlebende, die gelernt haben, sich auf ihre eigene Einschätzung der Dinge zu verlassen und schon in jungen Jahren Verantwortung für sich selbst und für ande-

re zu übernehmen. Sie mussten ihre Moral- und Wertvorstellungen selbst entwickeln. Sie kennen den Stellenwert finanzieller Unabhängigkeit und harter Arbeit. Sie nehmen Beziehungen nicht auf die leichte Schulter“ (Wallerstein et al. 2002, 33). Dies alles gilt es wahrzunehmen und wertzuschätzen.

1.4 Wider die Mythen von einer schmerzfreien, einfachen Scheidung

„Wir stehen mit unserem Umgang mit Trennung und Scheidung nicht an einem Scheideweg! Wir haben uns längst für einen Weg entschieden, den wir zunehmend atemlos verfolgen“ (Wallerstein et al. 2002, 307). Es ist wichtig, in einer Zeit, in der die individuelle Freiheit zur obersten und oft zur einzigen Maxime avanciert ist und in der die soziale Einbindung zunehmend gefährdet ist, das Tempo zu drosseln, die Schatten dieser Freiheit wach wahrzunehmen und eine Scheidungskultur (Hutter 2003b) zu entwickeln, die so etwas wie eine gerechte oder geglückte – und das bedeutet die Bindungen schützende – Trennung zum gesellschaftlichen Regelfall macht. Ob das überhaupt geht ist eine offene Frage. „Dass das Missglücken der Scheidung unter den gegebenen gesellschaftlichen Verhältnissen [...] der Regelfall ist, bleibt festzuhalten“ (Figdor 1998, 115). Nochmals: Auf dem Weg zu glückenden Scheidungen ist nicht die Möglichkeit der Trennung an sich das Problem. Problematisch sind vielmehr die „gehätschelten Mythen“ (Wallerstein et al. 2002, 26ff), in denen all das, was die Schuldgefühle und Ängste der Betroffenen zu beruhigen vermag, all das, was die Scheidungswilligen gerne glauben würden, „verdichtet“ ist. Diese Mythen besagen, dass die Scheidung eine vorübergehende Krise ist, die früher oder später überwunden wird und nicht ein tiefer Schnitt, der den Anfang eines völlig neuen und unberechenbaren und zum Teil sehr belasteten Lebens markiert. Sie besagen, dass Trennung und Scheidung individuelles Schicksal sind und nicht Ausdruck und Triebfeder eines tief greifenden gesellschaftlichen Wandels. Die Mythen versprechen, dass Scheidungsfolgen kalkulierbar sind und verdrängen dabei, dass wir von einer Entwicklung schlicht überrollt werden und mit den eskalierenden Scheidungszahlen eine für uns weitgehend unbekannte und unberechenbare Klasse von Menschen entstanden ist (Wallerstein et al. 2002, 302). Die Scheidungsmythen schreiben den betroffenen Eltern die Kraft zu, ihre Situation alleine zu meistern und sie setzen darauf, dass die Verteilung der Lasten zwischen Eltern und Kindern zumindest annehmbar ist. Diese Mythen gilt es zu entzaubern, um einen ehrlichen Blick auf die Schatten von Trennung und Scheidung zu ermöglichen. Erst dann wird es möglich mit Verletzung und Schuld konstruktiv umzugehen.

1.5 Von Berufswegen parteiisch...

Neben der – manchmal einseitigen – Wachheit für den Preis, den alle Beteiligten für Trennung und Scheidung zahlen, gibt es noch eine zweite Positionierung, die die folgenden Überlegungen prägt. Es ist die in Übereinstimmung mit der kirchlichen „Option für die Jugend“ (Hutter 2005) vorgenommene kritisch-solidarische Parteinahme für Kinder und Jugendliche, die der Erziehungsberatungsarbeit prinzipiell zuzugehen ist. Der parteiische Blick auf die Kinder muss mit guten Gründen in Zweifel ziehen, dass das Scheidungserleben der Kinder bisher auch nur annähernd adäquat berücksichtigt wurde. So summiert Wallerstein nach über 25 Jahren Forschungsarbeit mit betroffenen Familien, dass unser Nachdenken über Trennung und Scheidung sehr von dem Bestreben geprägt ist, die Lebenssituation der Erwachsenen zu verbessern: „Wenn wir ehrlich sein und der Wahrheit ins Gesicht sehen wollen, dann müssen wir sagen, dass die Geschichte der Scheidung in unserer Gesellschaft überreich ist an nicht begründeten Annahmen der Erwachsenen bezüglich der Kinder, schlicht weil diese Annahmen den Anliegen und Wünschen der Erwachsenen ent-

sprechen“ (Wallerstein et al. 2002, 26). Der zur Fixierung neigende Blick auf die Elternrechte steht immer wieder in der Gefahr, die dritte Perspektive auf das Scheidungsgeschehen und damit die Interessen der Kinder aus dem Blick zu verlieren. Die Konsequenz ist, dass – so zeigt die Erfahrung der Beratungsarbeit – alltäglich gegen die UN-Kinderrechts-Konvention verstoßen wird, derzufolge Eltern in gemeinsamer Verantwortung alles für das Wohl ihres Kindes tun sollen. Eine gesellschaftliche Verständigung darüber, was wir unseren Kindern damit antun und wovon wir sie unbedingt schützen wollen und müssen, steht aber noch aus. Und: Es fehlt ein gesellschaftlicher Konsens darüber, das auch dann noch durchzusetzen, wenn die Paare – verständlicherweise – nicht mehr dazu in der Lage sind.

Ich möchte mit diesen Gedanken entschleunigen, beunruhigen und den Kindern Gehör verschaffen. Im Beratungsprozess gelingt dies oftmals mit Hilfe eines leeren Stuhles, der für das von der Trennung der Eltern betroffene Kind steht. Dieser Stuhl steht in manchen Gesprächen von Anfang an mit in der Runde, und ab und zu bitte ich die Eltern sich auf den Platz ihrer Kinder zu setzen, mit ihren Augen zu sehen, mit ihren Ohren zuzuhören. Oft erlebe ich, dass der Platzwechsel in Erstaunen versetzt, dass er viel Schrecken auslöst, Schuldgefühle, Scham und Traurigkeit. Nicht um zu beschämen oder um zu erschrecken, sondern weil dies die Gefühle sind, denen die Kinder und Jugendlichen oftmals schutzlos ausgesetzt sind und weil wir einen Konsens darüber herstellen müssen, dass wir sie schützen müssen, lade ich ein, auf einem solchen Stuhl Platz zu nehmen.

1.6 Überblick

In Annäherung an das kindliche Scheidungserleben sollen im Folgenden Informationen zu Scheidungsfolgen gegeben und vier Thesen diskutiert werden.

1. Die erste These problematisiert den gesellschaftlichen Ort von Kindern und Jugendlichen und fragt, ob deren Platz nicht strukturell gefährdet ist.
2. Zwei Skizzen zur Scheidungssymptomatik fragen unter der Überschrift „Wie verletzt Trennung?“ nach therapeutisch relevanten Schlüsselthemen...
3. ...und nach spezifischen Symptomen und Verläufen bei Trennung und Scheidung.
4. Die nächsten beiden Thesen befassen sich mit der Schwierigkeit, in der Trennungssituation eine gute Passung zwischen Eltern und Kindern aufrecht zu erhalten. These II nimmt dabei die Bedeutung von kindlichen Symptomen in den Blick: Kinder müssen nach einer Trennung auffällig werden!
5. These III gibt zu bedenken, dass es zu den nicht abänderbaren Rahmenbedingungen gehört, dass die kindlichen und die elterlichen Bedürfnisse im Trennungsfall nicht zueinander passen.
6. Schließlich richtet sich der Blick mit These IV auf die konkrete Gestaltung der Realität getrennter Familien. Sie lautet: „Entweder die Eltern zahlen den Preis für die Trennung oder das Kind“.

2 Der gesellschaftlich abgesicherte Ort für die Kinder ist gefährdet

Bevor ich mich dem Blick der Kinder zuwende, möchte ich einige Überlegungen zum Platz der Kinder vortragen bzw. dazu wie sich der gesellschaftliche Platz von Kindern und Jugendlichen verändert hat. Der französische Soziologe Jean Roussel unterscheidet vier Familienmodelle (Fthenakis 2005), anhand derer eine für unser Thema fundamental wichtige Entwicklung deutlich wird. Dabei geht es nicht darum eine präzise Beschreibung der Familienentwicklung zu leisten. Familie ist immer schon ein so komplexes, vielschichtiges und facettenreiches Konstrukt gewesen, das eines viel differenzierteren soziologischen und historischen Blickes bedürfte. Auch sind die

Modelle zeitlich keineswegs trennscharf. Tendenzen hin zu neuen Familienmodellen entstanden in unterschiedlichen zeit-, ort- und gesellschaftsspezifischen Kontexten, verdichteten sich und wurden so langsam zu neuen Realitäten. Ziel der Darstellung ist deshalb ausschließlich, eine Typologie zu entwickeln, anhand derer besser verstehbar wird, warum mit Trennungs- und Scheidungskindern heute das geschehen kann, was mit ihnen geschieht. Konkret: Es geht darum zu verstehen warum Kinder ihren gesellschaftlichen Ort verloren haben und wie ihr Schicksal zur Privatsache ihrer Eltern geworden ist.

2.1 *Das ganze Haus – Familie in vorindustrieller Zeit*

Ein erstes Familienmodell spannt den Bogen weit zurück in die Geschichte. Auch wenn es zum Teil noch bis ins 19. Jahrhundert wegweisend geblieben ist, beschreibt es doch eine Vorstufe dessen, was wir heute in der nordwestlichen Welt unter Familie verstehen, die bis ins 16./17. Jahrhundert das allgemein verbindliche und praktizierte Modell war. Kern dieses Familienmodells ist, dass nicht die Familie als Personengruppe im Zentrum steht, sondern das Haus, griechisch: „oikos“, die ökonomische Basis. Der Familienbereich fällt in dieser Konstruktion mit dem Produktionsbereich zusammen und wird von ihm her definiert. Das hat weit reichende Folgen für die Ausformung der Sozialbeziehungen. Wer nicht über Besitz verfügt, kann in diesem Modell nicht heiraten, sondern er bleibt als Knecht oder Magd im Haus eines anderen.

Was aber bedeutet das für die Kinder? Ich möchte hier nicht über die emotionale Beziehungsqualität zwischen den Generationen spekulieren, über die viele Forscher in meiner Wahrnehmung (zu) abwertend sprechen („Die Mutterliebe zu Kleinkindern ist eine Erfindung der Moderne“ (Shorter 1975 in: Nave-Herz 1993, 30). Faktum ist, dass in diesem ersten Modell der Platz der Kinder nicht über die Beziehungsqualität definiert wird. Der Fixpunkt sind vielmehr das Erbrecht und die Erbfolge. Die Familie hat ihren Sinn in der Sicherung und Weitergabe des Besitzstands. Solange das Kind nicht in der Funktion des Erben in Erscheinung tritt, hat es seinen Platz als Arbeitskraft. Eine Trennung zwischen Familienmitgliedern (Kindern) und Nichtfamilienmitgliedern (Knechten und Mägden) gibt es dabei nicht. Bei aller Unterschiedlichkeit der Stände verbinden der gemeinsame Bezug zum Erbrecht und die Konstruktion der Familie von diesem Fixpunkt aus die unterschiedlichen Familienentwürfe dieser Stufe.

2.2 *Die Familie differenziert sich aus – Industrielle Revolution und Nationalstaatlichkeit*

Ab dem 18./19. Jahrhundert, zum Teil aber auch erst im 20. Jahrhundert, weicht die Orientierung an Haus und Erbe einem neuen Modell der bürgerlichen Familie. Im Zentrum dieses Wandels stehen Prozesse der Ausdifferenzierung und Unterscheidung. Dies lässt sich an einem kleinen Detail von großer Tragweite verstehen: Eine neue Errungenschaft in der Architektur ist der Flur, der die Zimmer voneinander trennt und ihnen eine je spezielle Funktion zuweist (Nave-Herz 1993, 33). Erst jetzt ist es möglich, einzelne Wohnbereiche äußerlich abzugrenzen, ihnen aber auch ein eigenes Gewicht in den Abläufen und im Selbstverständnis der Familie zu geben. Die sicherlich wichtigste Differenzierung ist jene zwischen Familien- und Arbeitsraum, die bei Kaufleuten und Beamten bereits vorher begonnen hatte und im Zuge der Industrialisierung die breite Masse „befällt“.

Parallel zu dieser Entwicklung gewinnt der Nationalstaat ein zunehmendes Interesse an der Familie. Je mehr kleine, autonome Herrschaftsbereiche zu einem nationalen Gebilde zusammenwachsen, desto deutlicher wird die Notwendigkeit, dessen Bin-

nenkohärenz durch ein nationales Selbstverständnis zu erhöhen. Der Familie kommt dabei eine herausragende Bedeutung als Sozialisationsinstanz zu. Sie wird zur Institution und soll Keimzelle der Gesellschaft sein.

Für die gesellschaftliche Wahrnehmung der Kinder verstärken sich Differenzierungstendenzen und Kohäsionsdruck gegenseitig. Eine der Spezialisierungen ist die „Erfindung“ der Kindheit, die Philippe Ariès beginnend mit dem 17. Jahrhundert ansetzt (Ariès 1978). Das Kind kommt als Kind, d.h. als Objekt der Fürsorge und der Erziehung in den Blick, es wird deutlicher als vorher unterschieden von den Bediensteten. „Familie“ meint jetzt exklusiv die Eltern und ihre Kinder – die Eltern in ihrer Arbeitsteilung und die Kinder in ihrer spezifischen Lebensphase.

2.3 Das kindzentrierte Familienmodell

Mit einem beeindruckenden Bedeutungsschub der Sozialversicherungssysteme und einer fortschreitenden Psychologisierung der Gesellschaft (Hutter 2003a, 139f) verändert sich die Sicht der Familie und der Blick auf die Kinder. Erstmals in der Geschichte gibt es eine psychologische Motivation zur Familiengründung. Das Kind wird zur sinnstiftenden Instanz, zum „Garanten“ von Hoffnung, Sinn und Zukunft und damit zum Dreh- und Angelpunkt der Familie. Juristische Mechanismen zur Organisation der Ehe verlieren diesem Motiv gegenüber an Kraft und Verlässlichkeit. Korrespondierend zu dieser idealisierenden Sicht des Kindes entsteht der Idealtypus guter Elternschaft, an dem besonders die Mütter gesellschaftlich gemessen werden. Die gute Mutter geht auf in der intensiven Sorge um die Familie und die Kinder und sie trägt so die weiterhin arbeitsteilige Organisation der Gesellschaft mit.

Für die Kinder ist die Tatsache, dass sich ihre Mütter (und in anderer Art und Weise als diese auch die Väter) über sie definieren und in ihnen verwirklichen, ambivalent. Auf der einen Seite bedeutet diese Aufwertung natürlich eine Vervielfachung individueller Chancen und Ressourcen. Nie zuvor waren Kinder- und Jugendzimmer so reich ausgestattet und bestückt, nie zuvor war Kindheit und Jugend so erlebnisreich wie heute, wo wir – ungeachtet der Tendenzen des vierten Modells (s.U.) – in einer Zeit eskalierender Kindzentrierung leben. Auf der anderen Seite steht diesen vielfältigen Möglichkeiten eine zuerst schleichende, inzwischen galoppierende Veränderung der psychischen Struktur gegenüber. Der Narzisst wurde „geboren“ als zunehmend auf sich selbst und seine individuellen Bedürfnisse fixierter Mensch, dessen Wunsch nach Aufmerksamkeit und Bedeutung immer unersättlicher und dessen Fähigkeit zu ausgeglichener, verlässlicher Beziehung gleichzeitig immer geringer wird. Es bleibt festzuhalten: Die psychologische Bedeutung des Kindes ist in diesem dritten Modell so hoch wie nie zuvor und sowohl die Kinder als auch ihre Eltern bekommen gesellschaftlich über die soziale Kontrolle „guter Elternschaft“ viel Aufmerksamkeit.

2.4 Das paarzentrierte Familienmodell

Die für unser Thema wichtigste Beobachtung in dieser Typisierung der Familienmodelle ist, dass das kindzentrierte Familienmodell in unserer Gesellschaft durch zwei Lebensentwürfe abgelöst wird, in denen das Kind rapide an Bedeutung verliert. Für den Narzissten, den Individualisten, den Erlebnishungrigen, den Nomaden – oder wie auch immer die sozialwissenschaftlichen Diskurse den modernen Menschen zu beschreiben versuchen – wird das Erleben der Paarbeziehung zum Kern familialen Lebens. Schon für das 19. Jahrhundert findet Richard Sennett erste Indizien, dass die Familie zur idealisierten Zufluchtsstätte wird, zum Refugium vor den Schrecken der Gesellschaft, zur Bastion gegen die Einsamkeit und Bastion gegen die immer feindlicher wahrgenommene Welt (Sennett 1986, 36). Im Aufbruch der Moderne

(zeitlich also mit dem Wechsel zum bürgerlichen – romantischen – Familienmodell) wird die Liebe dann zum Fundament der Ehe. Der Wechsel zum vierten Familienmodell wird dort markiert, wo die Liebe zur absolut gesetzten Ideologie wird. „Ich liebe dich“ bedeutet dann „ich erwarte von dir mein umfassendes persönliches, psychisches, soziales und sexuelles Glück, Erfüllung, Zukunft, Sinn...“. „Von dir“ meint aber „von dir allein“, weil alle anderen Instanzen und Maßstäbe längst zerbrochen sind (Beck 1986, 188; Beck/Beck-Gernsheim 1990). Die Liebe wird zur „Nachreligion der Liebe“ (Beck).

Wo der Hunger nach Liebe und Vollendung von einer Beziehung – zwangsläufig – nicht gestillt werden kann, und der Hunger nach individueller Selbstverwirklichung verbindlicher Beziehungsgestaltung per se im Weg zu stehen scheint, etabliert sich parallel zu einem paarorientierten Familiensektor der Sektor des Singlelebens, in dem eine Praxis familialer Gemeinschaft (wohlgemerkt nur die Praxis, nicht aber die Sehnsucht danach) zugunsten kurzfristiger Paarbeziehungen und einem Leben im Ein-Personen-Haushalt aufgegeben wird. In beiden gesellschaftlichen Sektoren besteht Einigkeit darüber, dass die individuelle Zufriedenheit mit der jeweiligen Beziehung zum Kernbestand des Lebensentwurfes gehört. Die Beziehungsgestaltung aber gehört strikt in den privaten Bereich und ist der gesellschaftlichen Kontrolle fast vollständig entzogen.



Anteil der Einpersonenhaushalte und Anteil der Bevölkerung in Einpersonenhaushalten seit 1871, nach: Bayer/Bauereiss 2003

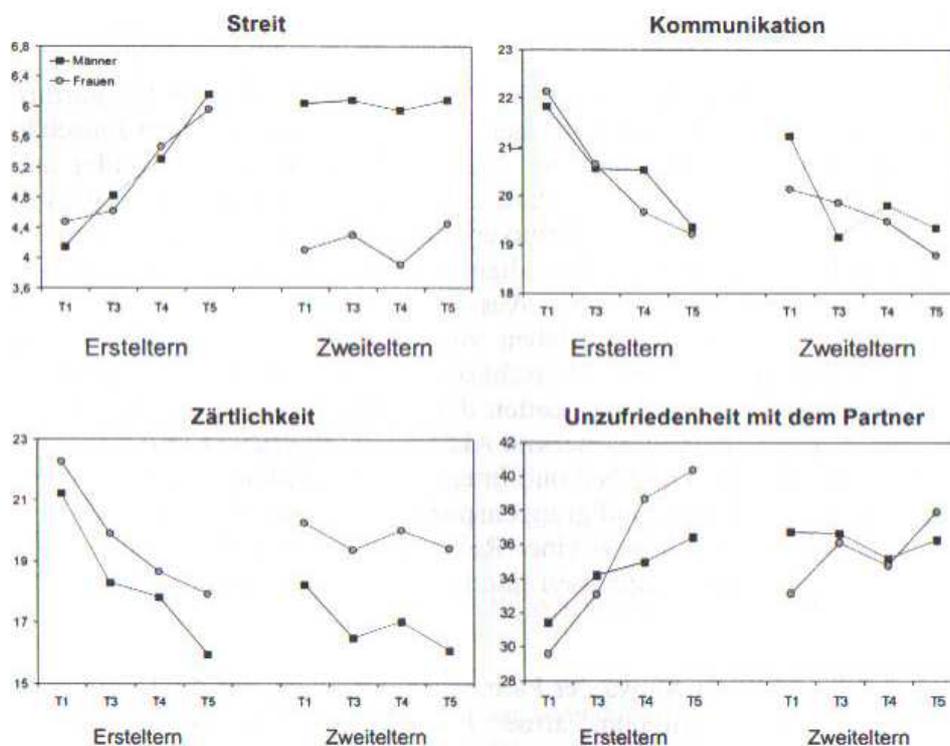
2.5 Das Verschwinden der Kinder

Für die gesellschaftliche Rolle von Kindern und Jugendlichen hat dies weit reichende Folgen. Erziehung und Sorge werden ebenso wie die Beziehungsgestaltung Privatsache. Diesseits der sehr hoch liegenden institutionellen Eingriffsschwelle der Kindeswohlgefährdung sind sowohl gesellschaftliche Eingriffsmöglichkeiten als auch gesellschaftliches Interesse für Kinder rar. Kinder geraten aus dem Blick. Die statistische Erfassung familialer Lebensformen macht sichtbar, welchen Einfluss der soziodemographische Wandel hat. Der kontinuierliche Anstieg der Einpersonenhaushalte im letzten Jahrhundert verändert nicht nur Lebensentwürfe, sondern auch Wertungen, die innerhalb unserer Gesellschaft vorgenommen werden. Immer weniger Er-

wachsene haben konkrete Erfahrungen im Umgang mit Kindern. Immer weniger individuelle Lebensentwürfe legen es nahe Rechte, Chancen und Sicherheiten von Kindern zu stützen. Stattdessen steigt die Plausibilität, in einer individualisierten (und zunehmend alternden) Gesellschaft die Weichen so zu stellen, dass die Chancen des ungebundenen Einzelnen sowohl sozial als auch ökonomisch abgesichert werden. So mag es kaum zu verwundern, dass aus der Altersarmut innerhalb nur einer Generation Kinderarmut geworden ist. Zehn Prozent aller Kinder wachsen in prekären ökonomischen Verhältnissen auf, bei Kindern in Ein-Eltern-Familien liegt der Prozentsatz weitaus höher. Dass Kinder ein Armutsrisiko sind, lässt sich in der Diskussion um soziale Gerechtigkeit nicht mehr leugnen. Ausgaben für Bildung und Erziehung stagnieren bzw. sind rückläufig (Bertram 2006, 3f). Und: In letzter Konsequenz sinken die Geburtenzahlen und Kinder verschwinden.

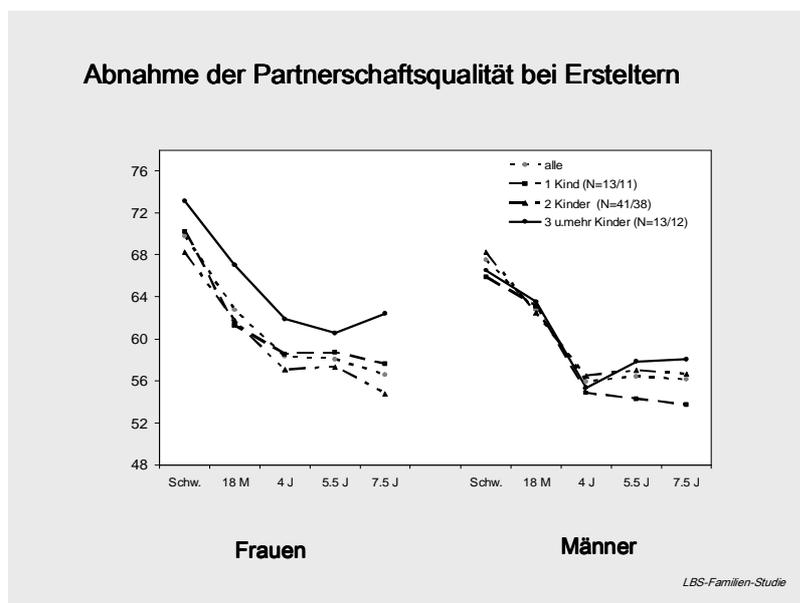
2.6 Kinder als Störfaktor

Aber nicht nur der gesellschaftliche Bedeutungsverlust von Kindern ist mit dem vierten Modell verbunden, sondern auch der Platz der Kinder in der Familie verändert sich fatal. Wo das individuelle Erleben des Liebespaares im Zentrum der modernen Familienideologie steht, werden Kinder zwangsläufig zum Störfaktor. Der empirische Blick auf die Zufriedenheit junger Familien belegt genau das in beunruhigender Weise. Fthenakis et al. haben in der so genannten LBS-Familienstudie mit Hilfe des Partnerschaftsfragebogens (PFB: Hahlweg, Schindler & Revenstorf 1982) die Partnerschaftszufriedenheit nach dem ersten bzw. nach dem zweiten Kind abgefragt. Konkret ging es dabei um eine Einschätzung der Partnerschaft auf den vier Skalen „Streit“, „Zärtlichkeit/Sexualität“, „Kommunikation“ und „Unzufriedenheit“.



Veränderung der Partnerschaftsqualität von der Schwangerschaft bis 34 Monate nach der Geburt des Kindes, nach Fthenakis et al. 2000

Auch wenn kaum ein Paar damit rechnet, dass die Geburt eines Kindes negative Auswirkungen auf die Partnerschaft haben könnte, lässt sich zusammenfassend festhalten, „dass der Übergang zur Elternschaft mit einer markanten Abnahme der Partnerschaftsqualität einhergeht“. Dieser Effekt ist so stark, dass er nicht mit der Erosion zu erklären ist, der jede Paarbeziehung selbstverständlich unterliegt. Vielmehr wird die Eskalation dieser Erosion deutlich von der Geburt der Kinder verstärkt und beschleunigt (Fthenakis et al. 2002, 66f).



Damit wird ein Befund von Helmut Figdor bestätigt, der auch in seiner analytischen Arbeit festgestellt hat, dass die Geburt des Kindes oftmals der Ausgangspunkt der ehelichen Konflikte ist, die binnen einer Frist von drei, vier, manchmal fünf Jahren zur Trennung der Ehepartner führen (Figdor 1998, 31).

3 Wie verletzt Trennung? – Zur Tiefenstruktur des Trennungsschmerzes

Zurück zum Trennungsgeschehen und zu der Frage, welchen Preis die Kinder dafür bezahlen, dass sie in eine Trennung involviert sind. Für die Suche nach möglichen Scheidungssymptomen gibt es eine eindeutige Aussage unterschiedlicher empirischer Studien: Die Scheidungssymptome gibt es nicht! Ausmaß, Schwere und Dauer auftretender Probleme ergeben ein durchwegs heterogenes Bild (Griebel/Oberndorfer 1999, 8). Ebenso eindeutig ist aber der Befund, dass die Trennung der Eltern wie kein zweites kritisches Lebensereignis Kinder schwächt und verletzt. Die Scheidung gehört zu den Anlässen im Leben eines Kindes, die am häufigsten zu Symptomen führen (Figdor 1998, 20). Konkret gibt Fthenakis das Risiko, dass ein Kind mit geschiedenen Eltern (bis 5 Jahre nach der Scheidung) einem Psychologen oder Psychiater vorgestellt wird, als viermal höher an, als bei einem Kind aus nicht geschiedener Familie (Fthenakis 1993, 7). Die Fülle des empirischen Materials soll dabei in zwei Schritten dargestellt und gewichtet werden.

1. In einem ersten Schritt sollen der Verlust von Selbstwirksamkeitsüberzeugung (3.1), Selbstwertgefühl (3.2) und Beziehungsfähigkeit (3.3) als drei wesentliche Mechanismen dargestellt werden, die Scheidungskinder beeinträchtigen.
2. Ein zweiter, an Symptomen und Verläufen orientierter Blick, wird sich dann auf Leitsymptome des Scheidungsprozesses (4.1), heftige Gefühle (4.2), alters-

(4.3) und genderspezifische (4.4) Reaktionen, den Prozesscharakter einer Trennung (4.5) und langfristige Scheidungsfolgen (4.6) richten.

3.1 Selbstwirksamkeitsüberzeugung

Das erste Einfallstor für Verletzungen, die durch Trennung und Scheidung bei Kindern entstehen, ist die so genannte Selbstwirksamkeitsüberzeugung, der Glaube der Kinder, dass sie ihr Leben zumindest in wesentlichen Teilen selbst in der Hand haben, es (mit-)gestalten können und altersangemessene Kompetenzen besitzen mit deren Hilfe sie Entscheidungen beeinflussen können. Die gesellschaftliche Großwetterlage ist seit vielen Jahren so beschaffen, dass Partizipationsmöglichkeiten von Kindern an Entscheidungsprozessen als wichtig eingeschätzt und gefördert werden. Erziehung – im weitesten Sinne des Wortes – versucht Kindern Entscheidungsspielräume zu eröffnen. Aber auch Medien und Werbung suggerieren Kindern, dass sie gewichtige Mitbestimmungsmöglichkeiten haben und dass ihnen diese auch zustehen.

In der Natur der Trennung einer Liebesbeziehung liegt es nun, dass sie ein Geschehen ist, das ausschließlich auf der Ebene der Paarbeziehung gestaltet, vorangetrieben oder verhindert wird. Das Geschehen während Trennung und Scheidung entzieht sich dem Einfluss der Kinder. Dies betrifft die konkreten Abläufe, aber auch schon das Verständnis der Rahmenbedingungen und Prozesse kann den Kindern und Jugendlichen entwicklungsbedingt bestenfalls in einzelnen Ausschnitten zugänglich sein (das Alter der Kinder spielt hier natürlich eine wesentliche Rolle). Warum sich Eltern trennen, wo und warum die entscheidenden Weichen hin zu einer Scheidung gestellt wurden, warum es so schwer ist sich zu versöhnen oder zumindest friedlich zusammen zu leben, das bleibt für Kinder letztlich nicht nachvollziehbar.

Wenn die Entscheidung zur Trennung dann veröffentlicht ist, droht zwangsläufig ein zweiter Rückschlag für die Selbstwirksamkeitsüberzeugung der Kinder. Wollen sie nicht resignieren und den Dingen ihren Lauf lassen, beweist ihnen der weitere Verlauf, dass all ihre Versuche die Beziehung der Eltern zu retten oder eine Wiedernäherung zu erreichen – z.B. über Weinen, Bitten oder Symptome, die sie entwickeln – zum Scheitern verurteilt sind. Die Ehe bzw. die Liebesbeziehung als Beziehung zwischen erwachsenen Menschen ist dem kindlichen Einfluss per se entzogen. Gefühlsmäßiger Bezugspunkt für die Kinder ist jedoch die Familie als der Ort, den sie mitgestalten können und wollen. Genau darüber aber wird im Falle der Scheidung nicht verhandelt. Die Familie wird aufgelöst, weil auf der Ebene der Paarbeziehung eine Entscheidung gefallen ist. Über die Zusammensetzung der Familie bestimmen die Eltern. Und zwar – aus Sicht der Kinder – völlig willkürlich und über massive und massiv geäußerte Bedürfnisse hinweg. Genau das aber, das subjektive Erleben einer Situation ohne Mitgestaltungsmöglichkeit ausgeliefert zu sein, ist der entscheidende Faktor bei der Entstehung von Stress und nicht, wie man meinen könnte, die objektiven Stress verursachenden Umstände (Spitzer 2002, 168f).

Im weiteren Verlauf des Trennungsprozesses gibt es viele Punkte, an denen Kinder das Gefühl gestalten zu können zumindest teilweise wieder gewinnen können (s.u.). Es besteht aber auch die Gefahr, dass das Gefühl Spielball der Erwachsenen und ihrer willkürlichen (weil nicht verstehbaren) und letztlich egoistischen Entscheidungen zu sein, immer wieder bestätigt und vertieft wird. Die Fremdheit und Eigendynamik juristischer Prozesse, in denen von einer Fremdinstanz Entscheidungen gefällt werden, ist hier ebenso eine Gefahrenquelle wie die Eigendynamik des „Rosenkriegs“, in dem Kinder oft instrumentalisiert werden.

Eine Fortsetzung und Wiederholung des Musters bringen schließlich auch neue Partnerschaften der Eltern mit sich, denn dabei geht es ebenso wie bei der Trennung

nicht um die Kinder. Sie finden sich in vielen Rollen wieder: Sie sind ein Grund „sich einen Vater ins Haus zu holen“. Sie sind ein Grund sich solidarisch zu fühlen wenn sich zwei allein Erziehende begegnen. An der Begegnung mit den Kindern kann sich der potentielle Partner bewähren. Sie werden zum Gegner im Kampf um die Gunst der Mutter, sie werden zum Anlass für Auseinandersetzungen und zum triftigen Grund eine neue Beziehung auch wieder zu beenden. Nur eines sind sie nicht: Sie sind nicht diejenigen, um die es eigentlich geht, zu denen zweckfrei eine Beziehung aufgenommen wird und die die Beziehungen mitgestalten können.

Es ist wichtig zu verstehen, dass dieser Einbruch in die Selbstwirksamkeitsüberzeugung zwangsläufig und strukturell bedingt passiert. Wo Kinder über den Bestand der Beziehung ihrer Eltern (mit-)bestimmen könnten, wären sie in einer fatalen, sie völlig überfordernden Rolle gelandet. Wo ein lautstarker Diskurs darüber geführt wird, dass man „wegen der Kinder zusammenbleiben muss“, wird ihnen aufgebürdet, für das Schicksal und das nicht gelebte Leben ihrer Eltern verantwortlich zu sein. All das sind keine Lösungen für das Dilemma. Und dennoch bricht im Moment der Trennung der vertraute Lebensraum der Kinder zusammen und sie haben keine Chance, diesen Prozess ernsthaft mitzugestalten.

3.2 Selbstwert

Eng verbunden mit der Frage, ob ich den Eindruck habe, meine relevante Umwelt mitgestalten zu können, ist die Frage, ob ich mich als Mensch wertvoll fühle. Dieses Selbstwertgefühl ist eine zweite höchst vulnerable Stelle von Scheidungskindern. So entwickelte, um nur eine Studie anzuführen, in einer Untersuchung aus dem Jahre 1989 ein Drittel der von Scheidung betroffenen Mädchen ein besorgniserregendes Lebensmuster: Obwohl attraktiv und intelligent, hatten sie enorme Ängste, im beruflichen und privaten Bereich zu versagen und versuchten deshalb zu vermeiden, hier Verpflichtungen einzugehen (Fthenakis 1993, 9). Die Schwächung des Selbstwertgefühls ist ein Konglomerat aus mindestens drei Komponenten: dem Gefühl verlassen zu werden, dem Gefühl einen der Elternteile zu vermissen und dem Gefühl, vom bleibenden Elternteil nicht genug Sorge und Schutz zu erfahren.

Verlassen werden

Wie bei der Selbstwirksamkeitsüberzeugung ist auch hier der Akt der Trennung eine eigene Lektion. Für die Kinder ist hier zu lernen, dass sie, so sehr die Eltern auch betonen mögen, dass die Trennung mit ihnen nichts zu tun habe, doch nicht in der Lage sind, die Trennung zu verhindern und den gehenden Elternteil zurückzuhalten. Abhängig vom Alter der Kinder wird diese Erfahrung unterschiedlich interpretiert. Je älter Kinder sind, desto realistischer können sie das Beziehungsgeschehen zwischen den Eltern mit dem Beziehungsgeschehen zwischen dem gehenden Elternteil und sich selbst abgleichen und daraus entlastende Schlüsse ziehen. Was aber in jedem Fall bleibt, ist das zutreffende Gefühl als Person faktisch verlassen (und das bedeutet immer auch abgelehnt) zu werden. Die Gedanken, die Kinder in dieser Situation so sehr verletzen, lassen sich in den Sätzen formulieren: „Er ist gegangen, obwohl es mich gibt!“. Oder: „Papa ist die Beziehung zu einer anderen Frau wichtiger, als mit mir zusammen zu leben“. Oder: „Wo Mama und Papa leben, machen sie allein von ihrer Beziehung abhängig, aber nicht von ihrer Beziehung zu mir“. Daraus ziehen Kinder aber zuerst destruktive Schlüsse über die eigene Person, statt kritische Anfragen an das Verhalten der Eltern zu entwickeln.

Telemachie

Ein zweites „Symptombild“, das wir im Beratungsalltag neben der Selbstkritik wahrnehmen, mit der die Kinder ihrem Verhalten, oder noch schlimmer ihrer Person (Mit-) Schuld an der Trennung geben, ist die Suche nach dem fehlenden Elternteil – zu meist nach dem Vater. Bis in die Odyssee geht das Motiv der Telemachie zurück: der Sohn, Telemachos, bricht auf, um seinen Vater Odysseus zu suchen, der irgendwo in der Welt, auf jeden Fall aber für ihn nicht erreichbar ist (Hildenbrand). Sich damit abfinden zu müssen, es aber nicht zu können und deshalb mannigfaltige, oft bizarre Versuche zu unternehmen, um mit dem fehlenden Elternteil oder zumindest mit Teilen seines Lebensgefühls oder Charakters in Kontakt zu kommen, ist eines der Kräfte zehrenden Grundmotive im Leben von Scheidungskindern. Entsprechend formuliert Fthenakis in seiner Metastudie über Scheidungsfolgenforschung: „Ein konsistentes Ergebnis der Scheidungsforschung besagt, dass der primäre negative Aspekt der elterlichen Scheidung ein mit ihr einhergehender Verlust eines Elternteils für das Kind ist“ (Fthenakis 1993, 5). Eine von Amato vorgelegte empirische Untersuchung stützt die Annahme, dass die Abwesenheit des Vaters sich gerade im Bereich des Selbstwertgefühls auswirkt. Amato untersuchte 1996 den je unterschiedlichen Einfluss beider Eltern auf Entwicklungsbereiche der Kinder (Ausbildung, Eltern-Kind-Beziehung, Freundschaften, Lebenszufriedenheit, psychische Stabilität und Selbstwertgefühl). Ergebnis dieser Studie war, dass die Beziehungen der Kinder und Jugendlichen zu anderen Menschen hauptsächlich über die Mutter vermittelt waren, dass aber gerade der Bereich der Selbststabilität (Zufriedenheit, psychische Belastbarkeit, Selbstwert) neben dem Bereich der beruflichen Qualifikation ganz wesentlich vom Vater mit beeinflusst wurde (Amato in: Fthenakis 2005). Fthenakis weist darauf hin, dass diese Studie exakt den Trend aller Scheidungsfolgestudien widerspiegelt: „Wir haben 197 längsschnittlich orientierte Studien über die Auswirkung von Scheidung auf die Kinder und buchstäblich alle belegen, dass die zentrale Dimension der Einflussnahme das Selbstwertgefühl ist“ (Fthenakis 2005).

Eingeschränkte Beelterung

In ihren inzwischen seit 25 Jahren laufenden Studien über Scheidungskinder hat Judith Wallerstein herausgearbeitet, dass sich auch Veränderungen im Alltag des hauptsorgeberechtigten Elternteils negativ auf das Gefühl der Scheidungskinder auswirken, getragen, umsorgt und damit auch geschätzt und wertvoll zu sein. Ihr Resümee ist, dass der Alltag von Alleinerziehenden fast immer funktionaler, rationaler und beschleunigter ist, als wenn die Familie von einem Paar getragen wird. Dadurch aber gehen wichtige Ressourcen wie Sorge, Ruhe und Zufriedenheit verloren, die für den Aufbau eines stabilen positiven Selbstbildes wichtig sind. „Diese Verwandlung der Mutter, die für das Kind nicht mehr erreichbar ist, vollzieht sich abrupt und ist in vielen Fällen von Dauer. Es ist ein verborgener und zugleich [... sehr gewichtiger] Verlust, den kleine Kinder in der Folge der Scheidung erleiden, und wir haben die Tragweite dieses Verlustes nahezu gänzlich übersehen“ (Wallerstein et al. 2002, 189).

In der Interaktion mit beiden Elternteilen ergeben sich Faktoren, die dem Selbstbewusstsein der Kinder abträglich sind. Das Zusammensein mit den Eltern ist aber der vorrangige Ort, an dem sich die kindlichen Bilder von Mann- und Frausein herausbilden. Damit ergibt sich ein weiterer wesentlicher Transmissionsriemen zwischen der Scheidungssituation und einer Schwächung des Selbstbewusstseins, das Fthenakis mit Blick auf betroffene Mädchen herausarbeitet, das vice versa aber auch für Jungen gilt: „Zu einem negativen Männerbild tritt also eine negative Meinung über die

Frauen im Allgemeinen, was mit Sicherheit Konsequenzen für das persönliche weibliche Selbstkonzept mit sich bringt“ (Fthenakis 1993, 9).

Am Ende soll in einem längeren Zitat eines Scheidungskindes noch einmal deutlich gemacht werden, dass diese einzelnen Faktoren nur analytisch, nicht aber im Alltagserleben getrennt werden können. Nimmt man die Aussage ernst, dann stellt ein zermürbender Trennungsalltag den eigenen Selbstwert immer wieder in Frage, weil Schutz und Verlässlichkeit im Detail eben keine Selbstverständlichkeit darstellen: Was eigentlich im Zentrum des Problems steht, sind „die vielen Jahre des Lebens in einer Nachscheidungs- bzw. in einer wiederverheirateten Familie, es sind Traurigkeit, Einsamkeit und Wut, die sie in der Zeit ihrer Kindheit empfanden; es sind die Flugreisen, die ein siebenjähriges Kind allein absolvieren musste, um den Vater oder die Mutter zu besuchen; und es ist der Umstand, dass man nicht über seine Zeit verfügen konnte, dass man sich vorkam wie ein Mensch zweiter Klasse, verglichen mit Freunden und Freundinnen, die in intakten Familien lebten und ein Wort mitreden durften, wenn es darum ging, was am Wochenende und in den Ferien unternommen werden sollte. Es ist die Überlegung, ob der Vater, der selbst das College besucht hat, dir etwas dazugibt, wenn du ans College gehen willst, obwohl er doch gesetzlich nicht dazu verpflichtet ist. Es sind die jahrelangen Überlegungen, die Mutter und Vater gelten – wird Mutters neuer Freund parat stehen, wenn sie ihn braucht; wird Vaters neue Frau mich freundlich willkommen heißen? Was zählt, ist die Angst des erwachsen werdenden Scheidungskindes. Werde ich je eine Frau finden, die mich liebt und mir treu ist? Werde ich einem Mann begegnen, dem ich vertrauen kann? Oder werden meinen Beziehungen genau so wenig funktionieren wie die Beziehungen meiner Eltern? Und, besonders aufschlussreich: Kann ich mein eigenes Kind vor den Erfahrungen bewahren, mit denen ich aufwachsen musste?“ (Wallerstein et al. 2002, 28).

3.3 Beziehungsvertrauen und Beziehungsfähigkeit

Schließlich tritt eine dritte Erfahrung neben das Gefühl, in einer unberechenbaren und nicht gestaltbaren Situation zu leben und neben die Zweifel, ob man als Kind geschätzt und etwas wert ist: Das Erleben der elterlichen Trennung verändert fundamental das Vertrauen in die Beständigkeit und Verlässlichkeit von Beziehungen und die Fähigkeit Beziehungen konstruktiv zu gestalten. Auch hier stehen wir wieder vor einem Gewirr verschiedenster „Gedankenfäden“, von denen ich einige wichtige herausgreifen möchte.

Liebe ist flüchtig

Am Beginn steht das traumatische Erleben, dass diejenige Beziehung, die für die Kinder bis dahin unhinterfragt im Zentrum ihres Lebens steht, kaputt geht. Mit der Trennung wird die Illusion zerstört, dass die Liebe der Eltern unzerbrechlich und völlig bedingungslos sei. „Die Kinder gelangten frühzeitig zu der stillschweigenden und traurigen Erkenntnis, dass Familienbände fragil sind und dass das Band zwischen Mann und Frau sozusagen aus einer Laune heraus und ohne Vorwarnung zerreißen kann“ (Wallerstein et al. 2002, 303). Von hier aus breiten sich Angst und Misstrauen bezüglich der Verlässlichkeit von Beziehungen aus.

Gerade weil Kinder die Beziehung ihrer Eltern als unantastbar fantasieren und weil sie reale Veränderungen im Kontakt zu dem Elternteil erleben, der nicht mehr im Haushalt lebt, steht die eigene Beziehung zu Vater und Mutter plötzlich unter Vorbehalt. Wenn die Liebe zu Ende gehen kann [...], wer weiß, ob die Liebe der Mama oder des Papas zu mir nicht ebenfalls eines Tages zu Ende geht“ (Figdor 1998, 22). So treibt die Kinder die Angst um, dass die Eltern-Kind-Beziehungen unzuverlässig

sein und jederzeit in die Brüche gehen können (Wallerstein et al. 2002, 303). Eine Korrektur an der Realität ist schwer, weil die Trennung der Eltern ja auch ohne Vorzeichen „passiert ist“, bzw. weil die Anzeichen, die es gab – Streit oder Schweigen – auch in den Eltern-Kind-Beziehungen zum Alltag gehören.

Wallerstein et al. weisen darauf hin, dass sich die Erfahrung, dass sich eine lebenswichtige Beziehungen als fragil erweist, für Trennungskinder mit großer Wahrscheinlichkeit wiederholt. Von den 131 Kindern der Langzeitstudie erlebten lediglich sieben eine stabile Zweitehe. Zwei Drittel der Kinder wurden mit mehreren Trennungen konfrontiert, wobei hier nur die Familien Berücksichtigung fanden, in denen es zu einer erneuten Heirat und einer weiteren Scheidung kam (Wallerstein et al. 2002, 61). Nicht berücksichtigt ist die Erfahrung von Scheidungskindern, dass ihre Eltern wechselnde Partnerschaften eingehen und sie sich für unbestimmte Zeit auf einen neuen Menschen einlassen müssen, der eine zentrale Rolle im Leben des Vaters oder der Mutter und damit auch im eigenen Leben einnimmt, von dem man aber nie genau weiß, wann er oder sie wieder verschwindet.

Die Erfahrung, dass die Liebe flüchtig und gefährdet ist, ändert nichts daran, dass auch die von Trennung und Scheidung betroffenen Kinder primär am Modell der Beziehung ihrer Eltern lernen, was eine Beziehung ist und wie man sie gestalten kann. Der langfristige Blick auf die Biographien von Scheidungskindern belegt, dass sie sich nicht nur mit Mutter und Vater als zwei separaten Individuen identifizieren, sondern auch mit der Beziehung ihrer Eltern zueinander. Sie nehmen das Musterbild dieser Beziehung mit in ihr Erwachsenenleben und verwenden es als Vorlage für ihre eigene Familie (Wallerstein et al. 2002, 32).

Die Triade geht als Experimentierfeld verloren

Mit der Trennung der Eltern einher geht eine strukturelle Veränderung, die für die spätere Beziehungsfähigkeit der Kinder von großer Bedeutung ist: Die Triade, das Dreieck zwischen Mutter, Vater und Kind wird aufgelöst und geht sowohl als entlastende Struktur als auch als Experimentierfeld für abgesicherte und damit gefahrlose Beziehungserfahrungen verloren. In der psychosozialen Entwicklung des Kleinkindes gibt es einen höchst relevanten Entwicklungsschritt, wenn der Vater zur frühkindlichen Dyade zwischen Mutter und Kind hinzukommt und diese zur Triade erweitert. Dies passiert ungefähr, wenn das Kind 18 Monate alt ist. Zum einen entstehen in diesem Moment neue Beziehungskonflikte, die das Kind auszutragen lernt und die seine Persönlichkeitsbildung befördern. Zum anderen hat die Triade eine Entlastungsfunktion, weil es in dem Moment, in dem sich Ambivalenzen in einer der beiden Beziehungen – zum Vater oder zur Mutter – aufbauen, möglich ist, auf die je andere Beziehung auszuweichen und dort genügend Schutz und Sorge zu erleben, um den Konflikt aushalten und austragen zu können. Beides, die Triade als Experimentierfeld und als sicheren Raum für Konfliktsituationen zu nutzen, bedarf einer verlässlichen und dauerhaften emotionalen Basis. Das Dreieck, in dem sich Vater und Mutter partnerschaftlich und in wechselnden Konstellationen als Beziehungspartner anbieten, verändert sich im Trennungsprozess. An die Stelle der Triangulierung tritt bereits in der Konfliktphase und später in der Trennungsphase ein Triangulierungsverbot verbunden mit Spaltungstendenzen und Koalitionsangeboten (Bauers 1993, 45). Das Dreieck soll gerade nicht mehr zustande kommen, Schutz wird nicht mehr unabhängig von den Eigeninteressen des Elternteils geboten, mit dem man sich verbündet und Beziehungen werden nicht mehr unter der wohlwollenden Beobachtung des jeweils Dritten gelebt und verändert. Mit dem Rückgang von der Triade in die Dyade reduzieren sich nicht nur die Facetten möglicher Beziehungskonstellationen, sondern auch die Frage nach der Ausgestaltung der einzelnen Begegnung verändert sich

qualitativ. Ist die Selbstverständlichkeit des Ausweichens im Beziehungsdreieck gestört, „dann sind zwei Menschen auf Gedeih und Verderben mit ihrer ganzen Liebe, aber auch mit ihrer ganzen Enttäuschung und Wut – also mit der ganzen ‚Ambivalenz‘ ihrer Beziehung aufeinander angewiesen“ (Figdor 1998, 32). In triadischen Familien bleiben viele dieser Konflikte latent, weil man ihnen ausweichen kann, wenn man das gerade möchte. Es ist damit möglich über längere Zeit kleine, ertragbare Erfahrungen zu machen und aus diesen zu lernen. In der Dyade ist es viel wahrscheinlicher, dass Beziehungskonflikte ausbrechen und dann „zu große“ und schwer erträgliche Emotionen mit sich bringen, oder dass sie aus Angst vor dieser Eskalation verdrängt werden.

Misstrauen...

Beziehung als nicht verlässlich zu erleben und gleichzeitig in den eigenen Möglichkeiten eingeschränkt zu sein, sich spielerisch in der Gestaltung von Beziehungen einzuüben, hat unvermeidlich gravierende Folgen hinsichtlich der Einstellung zu und der Gestaltung von eigenen Beziehungen und Partnerschaften. Eine inzwischen erwachsene Frau, deren Eltern sich haben scheiden lassen, resümiert: „Wenn man nicht heiratet, wird man auch nicht betrogen. Man lässt sich nicht scheiden. Man bleibt vor einer Menge Dinge bewahrt. So ist es doch. Ich bin jetzt über dreißig und war nicht so verliebt, dass ich dachte, das ist der Richtige. [...] Ich bin schon mein ganzes Leben lang ziemlich überzeugt davon, dass ich keine romantische Beziehung haben werde, die funktioniert. Ich bin auch sicher, dass ich nicht die Erste bin, die Ihnen das sagt“ (Wallerstein et al. 2002, 295). Ein Blick auf empirische Befunde belegt, dass sie damit formuliert, was den Mainstream von Kindern aus geschiedenen Beziehungen misstrauisch sein lässt: „Bei einer 5-Jahres-Nachfolgeuntersuchung [...] hegten viele Kinder die Befürchtung, dass sie in einer eigenen Beziehung die gleichen Fehler machen würden wie ihre Eltern und von daher unfähig seien, eine positive Beziehung aufrecht zu erhalten. [...] Nahezu zwei Drittel der Jugendlichen (insbesondere Mädchen) waren hinsichtlich der Möglichkeit eines Scheiterns der eigenen Ehe besorgt, und die Hälfte der Jugendlichen befürchtete Verrat auch in ihren gegenwärtigen Beziehungen“ (Fthenakis 1993, 8).

Es ist sicher nicht von der Hand zu weisen, dass sich durch das fundamentale Misstrauen gegenüber Beziehungen unser gesamtgesellschaftliches Gefüge verändert. Dieses Misstrauen wird selbstverständlich nicht nur durch Trennungen und Scheidungen genährt, sondern es spiegelt einen Grundkonsens unterschiedlichster moderner Megatrends wieder, zu denen z.B. Individualisierung, Ökonomisierung, Globalisierung und Technisierung gehören (vgl. auch Todorov 1998). Aber der Trennungsprozess ist einer der Brennpunkt, in denen sich dieses Misstrauen gegenüber Beziehungen verdichtet, verhärtet und reproduziert.

...und die Folgen: Vermeidung und Entwertung von Beziehungen

Das prinzipielle Misstrauen gegenüber Beziehungen, auf die man eigentlich angewiesen ist, hat viele Gesichter. Das erste und offensichtlichste ist die Beziehungsvermeidung, zumindest aber eine fundamentale Beziehungsskepsis. Scheidungskinder gehen weniger dauerhafte Beziehungen ein und es fällt ihnen schwerer auf diese Beziehungen dann wirklich zu vertrauen. So formuliert ein junger Mann 25 Jahre nach der Trennung seiner Eltern für seine Einstellung zur Institution der Ehe, was auch für das Beziehungsverhalten von Scheidungskinder gilt: Wir sind „eine Generation von zynischen Kindern [...] was das Heiraten angeht. Wir sind in einer Zeit aufgewachsen, in der die Scheidung zur akzeptablen Alternative geworden ist. Letzten Endes ist das gut so. Aber es macht vorsichtig und skeptisch. Wer braucht die Ehe?“

Die Ehe ist eine altmodische Einrichtung. Warum sich damit belasten?“ (Wallerstein et al. 2002, 320).

Neben der sehr zurückhaltenden Gestaltung von Beziehungen lässt sich bei Scheidungskindern auch das diametral entgegengesetzte Verhalten beobachten: ein inflationärer und destruktiver Gebrauch von Beziehungen. Viele von ihnen lassen sich impulsiv auf Beziehungen mit Menschen ein, die sie kaum kennen und die sie auch bald wieder verlassen. Wichtig dabei scheint zu sein, dass es zu keiner wirklichen Bindung kommen kann, die dann wieder zerstört und enttäuscht werden könnte. Wesentlich zu diesem Verhaltensbild gehört die Auswahl von PartnerInnen, die sich ihrerseits nicht auf langfristige Beziehungen einlassen wollen oder können (Wallerstein et al. 2002, 21, 32).

Helmuth Figdor berichtet, dass er bei Kindern ein Beziehungsverhalten ihren Eltern gegenüber beobachtet, das die Beziehungsvermeidung und die Entwertung der Beziehung verbindet. Er bezeichnet dies als „egozentrische Wendung“ von Scheidungskindern. Was die Eltern denken und wollen, wird den Kindern zunehmend egal. An die Stelle der Liebe tritt das sich-nehmen-was-einem-zusteht. Manipulation und materielle Bedürfnisse bekommen großes Gewicht, die Kinder beginnen ihre Eltern gegeneinander auszuspielen und sie versuchen aus der Trennungssituation den maximalen Gewinn für sich herauszuholen (Figdor 1998, 44).

Beides, die Vermeidung wie die Trivialisierung von Beziehungen ändert nichts daran, dass in der Bewertung von Partnerschaften ein idealisierender Ton erhalten bleibt, in dem von der „vollendeten Liebe“ ebenso sehnsüchtig gesprochen wird wie in der Telemachie vom abwesenden Vater. So fährt der oben zitierte junge Mann fort: „Während wir diese zynischen Gedanken [über die Ehe] aussprachen, bewahrten wir insgeheim doch die Hoffnung, dass wir den tiefen und romantischen Zauber wieder entdecken und an uns selbst erfahren könnten, der, wie es hieß, in einer längst vergangenen Zeit existiert hatte“ (Wallerstein et al. 2002, 320).

4 Wie verletzt Trennung? – Symptome und Verläufe

Nach dem Blick auf die Tiefenstruktur, die auffälligem Verhalten von Kindern nach Trennung und Scheidung zugrunde liegt, soll es nun in einem Überblick um die konkreten Verhaltensweisen gehen, die Scheidungskinder zeigen.

4.1 Leitsymptome

Die Frage nach einer Leitsymptomatik, die Kinder und Jugendliche nach Trennung zeigen, ist wenig ergiebig, weil alle vorliegenden Studien ein extrem breites Spektrum an nicht angepasstem Verhalten beschreiben. Die Gefahr, nach Trennung und Scheidung auffällig zu werden, steigt rapide: Kinder aus geschiedenen Familien werden um ein Vielfaches öfter zur psychologischen Beratung oder Therapie überwiesen als ihre Peers aus äußerlich intakten Familien und diese Population ist auch in Krankenhäusern und psychiatrischen Einrichtungen zahlenmäßig stärker vertreten (Wallerstein et al. 2002, 27; Fthenakis 1993, 7). Die Art der Auffälligkeit ist jedoch in hohem Maße familien-, situations- und kindspezifisch. Sowohl die objektive Belastung als auch die fehlende Spezifik der Symptomatik erweist sich im Blick auf die Forschungslage als stabiler Befund. Zum Spektrum der kurz- und mittelfristigen Scheidungssymptomatik gehören (nach: Bauers 1993, 40; Wallerstein et al. 2002, 27; Griebel/Oberndorfer 1999, 12; Fthenakis 1993):

- dissoziale Störungen (aggressives, zerstörerisches, streitsüchtiges Verhalten),
- Rückzug und Kontaktarmut,

- Schulstörungen (wobei dies ebenso unangemessenes Verhalten, Lernschwierigkeiten und Leistungsabfall meint wie die oftmals übersehene Überangepasstheit, mit der manche Scheidungskinder reagieren),
- depressive Verstimmung,
- psychosomatische Symptome (Einnässen, Einkoten, Schmerzen),
- Ängste (Trennungsängste, Verlustängste, Albträume),
- und die Übernahme belastender sozialer Rollen (Parentifizierung, Partnerersatz).

4.2 Heftige Gefühle

Wichtiger als der Blick auf das je gezeigte Symptom ist die Auseinandersetzung mit den zugrunde liegenden Gefühlen, denn Trennung und Scheidung provozieren heftige Emotionen, die im Zusammenspiel zwischen Eltern und Kindern oftmals kaum zugelassen werden.

Trauer

Das vorrangige und primär zugängliche Gefühl von Scheidungskindern ist Traurigkeit. Die Traurigkeit ist vor allem die reale Trauer, einen der wichtigsten Menschen und damit verbunden den bisher vertrauten Beziehungsrahmen der Familie verloren zu haben. Es ist so wichtig dies zu betonen, weil die Trauer der Kinder allzu oft übersehen oder zum Argument im Streit des Paares wird, anstatt dass sie als autonome Gefühlsäußerung wahrgenommen und adäquat – nämlich mit Trost – beantwortet wird. Kommt das Kind traurig von einem Besuchskontakt zurück, dann bedeutet diese „beinahe universale Reaktion“ weder, dass es beim Vater traurig war, noch dass es nicht zur Mutter zurück will, sondern nur, dass es zu viele zu große Übergänge in zu kurzer Zeit bewältigen muss und dabei mit Trennungsschmerz und der eigenen Ohnmacht konfrontiert wird (Textor 2005). Gleiches gilt für den Fall, dass z.B. ein Besuchstermin nicht eingehalten wird. Statt sich hier gemeinsam mit dem Kind der (oft sicherlich angemessenen) Empörung hinzugeben, wäre das eigentlich wichtige, die Trauer des Kindes aufzugreifen und das Kind zu trösten.

Angst

Neben die Trauer tritt die Angst, die oftmals in anklammerndem oder vermeidendem Verhalten und in Albträumen ihren Ausdruck findet. Abschiede im Kindergarten oder in der Schule werden zum Drama, das Kind kann nicht mehr ohne Licht einschlafen, es schläft wieder im Bett des hauptsorgeberechtigten Elternteils etc. Angst ist bei Scheidungskindern Trennungs- und Verlustangst. Nach allem, was oben bereits über das Misstrauen in Beziehungen gesagt wurde, wird verständlich, aus welchen Quellen sich diese Ängste speisen: Zum einen geht es um die statistisch völlig realistische Angst, den (zumindest) „zweitgeliebtesten“ Menschen völlig zu verlieren und ihn vielleicht nie mehr wieder sehen zu können. Zum anderen generalisiert das beim Weggang des einen Elternteils erlebte für andere Beziehungen und vor allem für die Beziehung zum verbleibenden Elternteil. „Wenn es möglich ist, von einem Elternteil verlassen zu werden, dann ist es möglich, auch vom anderen verlassen zu werden.“

Wut

Dass Scheidungskinder wütend sind, versteht sich von selbst. Die Wut gehört als „Zwilling der Trauer“ untrennbar zu jedem Trauerprozess, sie hat eine unbedingt notwendige, vitalisierende Rolle, um den depressiven Kräften im Trauerprozess die Waage zu halten, und es gibt für Kinder, die sich verlassen, unverstanden oder verraten fühlen, viele gute Gründe, auf die Situation und auf ihre Eltern wütend zu sein.

Fataler Weise wird das Äußern der Wut für die betroffenen Kinder oftmals zum Problem. Dies hängt zum einen damit zusammen, dass sie aufgrund der Abhängigkeit von der Liebe ihrer Eltern nicht in der Lage sind ihre Wut angemessen zu adressieren. Der – im klassischen Fall – im Haushalt verbleibenden Mutter offen Vorwürfe zu machen, erscheint besonders kleinen Kindern angesichts der bestehenden Trennungsdrohung zu gefährlich. Aber auch der Vater scheidet als Gegenüber im Konflikt aus, weil die Beziehung zu ihm strukturell als noch viel gefährdeter erlebt wird. Also bleibt den Kindern als Ausweg entweder unspezifisch aggressiv zu sein oder die Aggression in andere Lebensbereiche wie die Schule zu verlagern. Bei beiden Lösungsversuchen des kindlichen Dilemmas ist es in den wenigsten Fällen möglich, die zugrunde liegende Wut als angemessene Gefühlsäußerung zu verstehen. Stattdessen werden die Kinder als verhaltensauffällig beschrieben und ihr Verhalten gerät anstelle ihrer Situation in den Fokus der Problemdefinition.

Der offene Umgang mit Wut wird zum anderen zum Problem, weil Kinder mit Trennungserfahrung der Aggression selbst ambivalent gegenüberstehen. Bei Scheidungskindern findet sich in der Regel ein erhöhtes Aggressionspotential, aber gleichzeitig auch erhöhte Angst vor eigener wie fremder Aggression (Figdor 1998, 111). Wallerstein et al. erklären dies damit, dass die Kinder aus familialen Kontexten kommen, in denen sie wenig konstruktiven Umgang mit Wut, Aggression und Konflikten kennen gelernt haben. Wut und Aggression wurden entweder als negative Gefühle abqualifiziert und verschwiegen, oder sie haben in lauter oder gar gewalttätiger Form den Familienalltag geprägt. In beiden Fällen gerieten die Gefühle außer Kontrolle und die Situationen endeten mit der Kapitulation vor dem Konflikt und dem Trauma der Trennung (Wallerstein et al. 2002, 86).

Schuld

Ebenso ungeliebt, aber auch genauso wichtig wie die Auseinandersetzung mit der Wut und Aggression der Kinder, ist der Blick auf das Thema Schuld. Ein großer Teil der von Trennung und Scheidung betroffenen Kinder gibt sich selbst die ganze oder zumindest einen Teil der Schuld daran, dass ihre Eltern auseinander gegangen sind. Je kleiner die Kinder sind, desto wichtiger ist für sie dieses Thema. Gründe für die Schuldgefühle liegen in der Entwicklung der kleinen Kinder, die in ihrem egozentrischen und magischen Denken alles, was passiert, auf sich selbst und das eigene Verhalten zurückführen. Dann kommt es zu Fehlschlüssen wie „Mama ist weggegangen, weil ich ungezogen war“, die, weil sie nicht offen geäußert und nicht korrigiert werden, als Überzeugungen bestehen bleiben. Ältere Kinder geben sich dafür die Schuld, dass sie mit ihren Vermittlungsversuchen gescheitert sind. Schließlich ist ein Grund für die Schuldgefühle, dass sich der Streit der Eltern oftmals an den Kindern und ihrem Verhalten entzündet hat (Figdor 1998, 23).

Verstärkend bzw. letztlich ursächlich für das Schulddilemma der Kinder ist, dass sich viele Eltern mit dem Teil der Trennung, mit dem sie sich aneinander, vor allem aber ihren Kindern gegenüber schuldig gemacht haben, nicht oder zu wenig auseinandersetzen. Die Angst vor belastenden Gefühlen, aber auch der Rahmen einer Gesellschaft, die die Auseinandersetzung mit Schuld im breiten Konsens verweigert, laden dazu ein, diesen selbstkritischen Blick zu vermeiden. Dann löst sich die Auseinandersetzung mit der Schuldfrage in Vorwürfe auf, die auf der Paarebene ausgetauscht werden, sie wird zu einem lautstarken Plädoyer für das eigene „Recht auf eine Trennung“ oder für die eigene Unschuld an der Trennung („Man konnte sich in dieser Situation einfach nicht anders entscheiden!“, oder: „Er hat mich doch sitzen gelassen!“), oder sie geht unter in einer endlosen Aufzählung von Vorteilen, die alle (und damit auch das Kind) von der Trennung haben. Unabhängig davon, dass diese

Gedanken oftmals berechtigt sind und in bester Absicht vorgetragen werden, haben sie gemeinsam, dass sie die Auseinandersetzung mit der eigenen Schuld eliminieren. Wenn aber die Frage, wer die Verantwortung für die bestehende Situation übernimmt, unbeantwortet bleibt, dann landen die Schuldgefühle zwangsläufig beim schwächsten Glied, und das sind die Kinder, die ihrer Entwicklung und ihrer Position gemäß diese Frage nicht einfach offen lassen oder verdrängen können.

Scham

Schließlich gilt es ein fünftes Gefühl wahrzunehmen, das Kinder in der Trennungssituation belastet. Es ist die Scham. Viele Kinder versuchen in der Öffentlichkeit verzeigelt zu verbergen, dass sich ihre Eltern getrennt haben. Ihre Scham speist sich aus zwei Quellen. Zum einen sind Kinder, Jugendliche, aber auch die meisten Erwachsenen trotz aller statistischen Plausibilitäten, die die Scheidung einer Ehe und das Auseinandergehen einer Familie als normal ausweisen und trotz aller anders lautenden medialer Rhetorik, im tiefsten Inneren der Überzeugung, dass eine Trennung das Scheitern einer Beziehung markiert und eben nicht den einkalkulierten, gleichberechtigten Normalfall. Der ungebrochene Wunsch, auf Dauer in einer festen Partnerschaft zu leben und eine Familie zu gründen, der in allen aktuellen Jugendstudien von einer klaren Mehrheit zum Ausdruck gebracht wird, spricht hier eine unzweideutige Sprache. Eben dieser Überzeugung ist es geschuldet, wenn Kinder sich schämen, dass ihre Eltern an dem Anspruch, eine dauerhafte Beziehung zu leben, gescheitert sind.

Auf eine zweite Quelle von Schamgefühlen weist Helmuth Figdor hin. Seinen Beobachtungen nach entsteht aus der Dynamik der aufgebrochenen Triade eine Situation, in der das Kind das Gefühl bekommt, sich nicht mehr beiden Eltern gegenüber gleichermaßen loyal verhalten zu können. Kinder spüren oder phantasieren die Loyalitätswünsche der Eltern. Weil sich die Eltern auf der Paarebene aber gegenüberstehen, wird die Liebe zum einen Elternteil zum Affront gegen den anderen. Dann wird die fortbestehende Liebe zu beiden zu einer Art Krankheit, derer sich die Kinder zu schämen beginnen (Figdor 1998, 44).

Genau wie beim Thema der Schuld liegt der Ursprung der Schamgefühle in der Natur der Vorgänge. Weil die Bilder der Normalfamilie nicht nur in den Köpfen der Kinder entstehen, sondern – ob wir dies wollen oder nicht – noch immer zum gesellschaftlichen common sense gehören, müssen sich die Betroffenen nach einer Scheidung mit der Frage nach persönlichem und strukturellem Scheitern auseinandersetzen. Wo dies abgewehrt und verweigert wird und die Erwachsenen keine eigene Position finden, die sie deutlich und kindgerecht vermitteln können, wird dieses Gefühl wie der „Schwarze Peter“ im familialen System weitergereicht. Und wiederum sind es die Kinder, deren innere Abwehrmechanismen nicht genug ausgereift sind, die sich diesem Ansturm der Gefühle nicht entziehen können.

4.3 Altersspezifische Bedürfnisse und Reaktionen

Kinder sind – so die bisherigen Überlegungen – nach einer Trennung der Eltern vor allem damit beschäftigt, einen diffusen und übermächtigen Gefühlssturm aus Traurigkeit, Ängsten, Wut, Schuld- und Schamgefühlen zu bewältigen. Sie tun dies, indem sie eine breite Palette von Verhaltensweisen an den Tag legen, die man unspezifisch als Scheidungssymptome beschreiben kann. Bereits einige Male ist angeklungen, dass die entstehende Dynamik u.a. vom Alter und Entwicklungsstand des Kindes abhängig ist. Eine ausführliche Auseinandersetzung mit der Koppelung der Trennungsdynamik an die Entwicklung des Kindes findet sich bei Griebel und

Oberndorfer (1999) und bei Kodjoe (1997). Im Folgenden soll lediglich auf einige neuralgische Punkte hingewiesen werden.

Frühe Trennung

Trennen sich Eltern bereits während der Schwangerschaft oder solange das Kind noch sehr klein ist, entsteht eine prekäre Situation, weil die Eltern die Situation tendenziell unterschätzen, während die Kinder gerade in dieser Zeit besonders verletzlich sind. „Bereits das Neugeborene empfindet eine konfliktgeladene häusliche Atmosphäre mit allen Sinnen und reagiert darauf: gepresste, schrille oder aggressive Stimmen sind bedrohlich. Abrupte Bewegungen, mit denen es aufgenommen wird, mechanisches Gewickelt-werden, blicklose Umarmungen, ungeduldiges Abgefüttert-werden machen Angst. Das Baby versteift und verkrampft sich, weint, schreit, verstummt: es empfindet sich ohnmächtig, es graben sich erste Empfindungen ein von ‚ich kann mich nicht gut fühlen, etwas ist mit mir nicht in Ordnung‘“ (Kodjoe 1997). Entsprechend ist ein relativ durchgängiges Ergebnis der Scheidungsforschung, „dass es die kleinsten Kinder sind, die tendenziell am stärksten unter unserer Scheidungskultur zu leiden haben“, weil sie die neuen Gegebenheiten in ihrem Leben nicht verstehen und sich selbst weder helfen noch richtig anpassen können. Jede Distanzierung von den Gefühlen der Mutter ist unmöglich und gleichzeitig fehlt der Schlüssel, diese Gefühle adäquat zu deuten. Dieser Schlüssel fehlt in der aktuellen Situation, aber er fehlt auch langfristig, weil das Erleben dieser ersten Jahre in unserem Gehirn vorsprachlich gespeichert ist und deshalb sehr wohl gefühlt, nicht aber formuliert werden kann. Die betroffenen Kinder blieben in Wallersteins Stichprobe „ihre ganze Kindheit hindurch verwundbar und hatten auch als Erwachsene mehr Schwierigkeiten als andere, die zum Zeitpunkt der Trennung der Eltern schon älter waren“ (Wallerstein et al. 2002, 178, 312f).

Völlig im Kontrast zu diesen Befunden steht die in der Beratung beinahe stereotyp vorgetragene Einschätzung der Eltern, die Kinder könnten unter der Trennung nicht gelitten haben, weil sie zu jung waren, etwas davon mitzubekommen.

Triangulierung

In der Auseinandersetzung mit der Frage des Beziehungsvertrauens von Scheidungskindern war bereits von der Triangulierung die Rede, während der sich die Mutter-Kind-Dyade zu einer Vater-Mutter-Kind-Triade verändert. Diese für das Kind gleichermaßen lust- wie angstbesetzte Umgestaltung kann letztlich nur funktionieren, wenn sich das Kind der Zuneigung beider Eltern, aber auch der Zuneigung der Eltern zueinander sicher sein kann und in diesem Netz aus Sicherheit, Zugehörigkeit, Geborgenheit und Schutz Beziehungserfahrungen sammeln kann. Fällt die Triangulierung in die Trennungszeit, so wird sie oft als Verrat angesehen und bewusst oder unbewusst unterbunden (Bauers 1993, 44). Aber selbst wenn die Mutter der Veränderung der Beziehungskonstellation positiv gegenübersteht, erschwert eine fehlende oder aggressive Beziehung der Eltern die Loslösung des Kindes. Die Angst vor Beziehungsverlust wird übermächtig und kann seine Entwicklung erheblich verzögern und langfristig nachhaltig stören (Kodjoe 1997).

Verstehen und Gestalten

Griebel und Oberndorfer (1999) unterscheiden bis zur Pubertät drei weitere Phasen, in denen es unter verschiedenen Blickwinkel darum geht, dem Kind zu einem angemessenen Verständnis der Trennungssituation zu verhelfen. Während der egozentrischen Perspektive (drei bis sechs Jahre) steht dabei die Bewältigung von Schuldgefühlen im Vordergrund. Während der subjektiven Perspektive (fünf bis neun Jahre)

sind Loyalitätskonflikte vorherrschend und Versuche die Beziehung der Eltern zu retten. In der reziproken Perspektive (sieben bis zwölf Jahre) tendiert das Kind dazu, sich mit dem schwächeren Elternteil zu solidarisieren, um für Gerechtigkeit und Ausgleich zu sorgen.

Es ist wichtig wahrzunehmen, dass sich diese Phasen überschneiden und dass die jeweiligen Grundkonflikte sehr wohl parallel oder zeitverschoben auftreten können. Gemeinsam ist allen drei Phasen, dass sich die Kinder mit einem auch moralischen Verständnis der Trennungssituation beschäftigen und dass sie automatisch in ungesunde Rollen und Verhaltensweisen geraten, wenn ihnen die Hauptarbeit hier nicht von ihren Eltern abgenommen wird. Weder die Frage der Verantwortung, noch eine Familienkonstruktion, in der sich das Kind gleichermaßen frei und beiden gegenüber loyal bewegen kann, noch eine gerechte Neuordnung der Familie ist von einem Kind leistbar. Für all das fühlen sich die Kinder aber zuständig, zumal dann, wenn ihnen von den Eltern hier keine konstruktiven Angebote gemacht werden.

Pubertät

Die Auseinandersetzung mit der elterlichen Scheidung ist niemals abgeschlossen, sondern die Trennung wird von dem heranwachsenden Kind (und später vom Erwachsenen) auf jeder Entwicklungsstufe erneut bearbeitet und bewertet (Griebel/Oberndorfer 1999, 8). Große Bedeutung kommt dabei der Pubertät zu, die in Scheidungsfamilien tendenziell vorverlagert ist (Wallerstein et al. 2002, 304). Jetzt hat der Jugendliche die Chance, mit zunehmender Beziehungskompetenz einen systemischen Blick auf das Gesamtgeschehen zu entwickeln, dieses Geschehen in seiner Komplexität zu erfassen und sich ein Urteil darüber zu bilden. Sind die Möglichkeit einer realistischen Außenwahrnehmung und wachsende Selbständigkeit die zentralen Resilienzfaktoren dieser Entwicklungsstufe, so liegt in diesen Kompetenzen auch eine Gefahr. Denn die Persönlichkeitsentwicklung und die altersentsprechende Ablösung der Jugendlichen bedarf intensiver Aufmerksamkeit und wacher Präsenz der Eltern. In Scheidungsfamilien gilt dies umso mehr, als die Grundthemen der Scheidungskinder – Selbstwirksamkeit, Selbstwert und Beziehungsfähigkeit – klassische Themen sind, die während der Pubertät konfliktär verhandelt werden. Bekommen die Jugendliche diese Aufmerksamkeit nicht, weil man ihre Autonomie überschätzt, oder weil ein aktueller Trennungsprozess zu viele Ressourcen bindet, dann verbinden sich Zorn, Trauer, Schmerz und Scham mit dem Gefühl, allein gelassen worden zu sein und die Pubertätskrisen verlaufen mit besonderer Heftigkeit (Griebel/Oberndorfer 1999, 7f).

4.4 Genderaspekte – Jungen reagieren anders als Mädchen

Bei der Frage nach den Auswirkungen von Trennung und Scheidung auf die davon betroffenen Kindern ist neben dem Alter der Kinder deren Geschlecht ein wesentlicher Faktor. Drei Unterscheidungen gilt es hier zu berücksichtigen:

Externalisierung vs. Internalisierung

Ebenso bekannt wie viel diskutiert ist die immer wieder gemachte Beobachtung, dass Jungen in ihren Anpassungsversuchen zu ausagierendem und aggressivem, kurz zu externalisierendem Verhalten neigen und damit häufig auffällig werden. Unabhängig vom Status der Trennung scheinen sie viel anfälliger als Mädchen auf das familiäre Konfliktniveau zu reagieren und dies unmittelbarer zu zeigen. Somit bekommen sie auch häufiger therapeutische und pädagogische Hilfen. Mädchen hingegen erweisen sich hier als stabiler bzw. ihre internalisierenden Verhaltensweisen (Rückzug, Nach-

denklichkeit, Traurigkeit) werden selten als Problem erkannt, weil sie die alltäglichen Routinen von Kindergarten, Schule und Familie nicht stören (Fthenakis 1993, 2f). Weniger bekannt ist der Befund einiger Untersuchungen, dass sich dieser Reaktionsmodus während der Pubertät verändert. „Fasst man die vorliegenden Forschungsergebnisse zusammen, so zeigt sich der Trend, dass Jungen zwar verletzlicher gegenüber den unmittelbaren Auswirkungen einer elterlichen Scheidung sind, dass sich jedoch im Jugendalter eindeutig gravierendere Langzeitkonsequenzen bei Mädchen einstellen.“ Dies gilt insbesondere für den Umgang mit Partnerschaften und Intimität. Während Mädchen „eher übermäßig schnell in Verabredungen und sexuelle Beziehungen involviert“ sind und dadurch emotional höchst verletztlich werden, äußert eine „Mehrheit der Jungen [...] beträchtliche Vorsicht und Zurückhaltung [...] und eine Reserviertheit der Gefühle“. Auch wenn diese Reserviertheit „für eine signifikante Gruppe stark in Richtung von emotionaler Verklemmtheit, Rigidität und der Gefahr der Vereinsamung tendierte“ bietet sie erst einmal auch Schutz vor retraumatisierenden Beziehungserfahrungen (Fthenakis 1993, 9; vgl. Wallerstein et al. 2002, 304).

Rollenkonstellation

Nachdem die Ein-Eltern-Familie statistisch gesehen in den meisten Fällen aus einer allein erziehenden Mutter und ihren Kindern besteht, ergeben sich für Jungen und Mädchen unterschiedliche typische Rollenkonstellationen, die es zu beachten gilt. Der Junge steht allein durch seine genetischen und durch Sozialisation bedingten Eigenarten in der Gefahr, den abwesenden Partner der Mutter zu repräsentieren und in der Erinnerung zu halten. So berichten viele Mütter in der Erziehungsberatung, dass sie ein bestimmtes Fehlverhalten ihres Sohnes umso mehr beunruhigt, als es Fehler ihres Exmannes kopiere. Insbesondere aggressives Verhalten und Suchtverhalten wird vor dem Hintergrund dieser Folie interpretiert. Problematisch ist, dass die Kinder und Jugendlichen damit von vorneherein auf eine Rolle festgeschrieben werden und ihr reales Verhalten möglicherweise überinterpretiert wird. Andererseits geraten Jungen auch dadurch in eine Beziehungsfalle, dass die Mutter gerade das Verhalten an ihnen wieder erkennt, das sie an ihrem Expartner geschätzt hat. Wenn die Rolle des „Mannes im Hause“ in diesen Familien sowieso vakant ist, besteht die Gefahr, dass der Junge in die Rolle des Partners gerät (Bauers 1993, 41).

Für Mädchen liegt die Herausforderung darin, nicht in die Rolle der Verbündeten der Mutter zu geraten. Während die Vater-Sohn-Beziehungen in Trennungsfamilien nämlich oft distanzierter bleiben als in nicht-getrennten Familien, werden die Mutter-Tochter-Beziehungen nach einer Trennung oftmals enger (Wallerstein et al. 2002, 306). Kommt dies nicht ausreichend in den Blick oder wird es gar zur gemeinsamen Ideologie von Mutter und Tochter erhoben, dass man sich gemeinsam gegen den Vater stellt, besteht die Gefahr, dass die Telemachie, die untergründig wirkmächtige Sehnsucht nach dem vermissten Vater, zum Lebensthema wird, das in einer langen Reihe von überstürzten Beziehungen und enttäuschten Beziehungsabbrüchen immer wieder inszeniert wird. Das oben beschriebene externale Pubertätsverhalten von Mädchen kann hier eine Wurzel haben.

Wiederheirat

Zumindest am Rande sei erwähnt, dass auch bezüglich weiterer Strukturveränderungen im familialen Gefüge Jungen und Mädchen unterschiedlich reagieren. Jungen profitieren zwar nicht unmittelbar, aber mit einer Verzögerung von ca. zwei Jahren von einer Wiederheirat ihrer sorgeberechtigten Mutter und der dadurch neu entstehenden Familienkonstellation. Mädchen reagieren auf diese Situation dagegen verstärkt mit Verhaltensauffälligkeit“ (Fthenakis 1993, 2).

4.5 Der Scheidungsprozess

Als dritter Faktor bei der Beurteilung und der Gestaltung einer Trennungssituation kommt neben dem Alter der Kinder und deren Geschlecht die Prozesshaftigkeit der Trennung ins Spiel. Es bedarf keiner weiteren Erklärung, dass jede Trennung lange vor der eigentlichen Trennung beginnt, dass es also eine Vortrennungsphase gibt. „Zum ersten Aufruhr kommt es im Augenblick des Zusammenbrechens der Ehe. Die Kinder sind erschrocken und wütend, sie haben Angst, von beiden Eltern im Stich gelassen zu werden, und sie fühlen sich für die Dinge verantwortlich“ (Wallerstein et al. 2002, 303). Nachdem es statistisch gesehen nach ca. einem Jahr zu einem krisenhaften und chaotischen Höhepunkt des Trennungsprozesses kommt, zeigen die empirischen Befunde, dass sich die größten Wogen nach ungefähr zwei Jahren geglättet haben, und die meisten betroffenen Kinder dann die neue Situation relativ gut integrieren konnten (Suess 1993, 167, Fthenakis 1993, 7).

Viel wichtiger als die Abfolge der Phasen ist die Aufgabe, die den Eltern in jeder der Phasen zukommt. In der Vortrennungsphase geht es darum, den Kindern ein realistisches Bild der Partnerschaft zuzumuten und zuzutrauen. Ein Teil des traumatischen Erlebens einer Trennung liegt darin, dass sie für die Kinder völlig unkalkulierbar und unerwartet kommt. Die Entscheidung sich zu trennen bedeutet für alle Beteiligten, selbst dann, wenn sie gut vorbereitet sind, eine tiefe Krise, während der auch an die Eltern keine sie überfordernden Ansprüche gestellt werden dürfen. Deshalb muss es in der Begleitung und in der Gestaltung einer Trennung zwei Schwerpunkte geben: „Während man zu Anfang des Prozesses eher auf Schadensbegrenzung hinarbeiten wird, wird wirkliche Aussöhnung eher erst am Schluss dieses Scheidungsprozesses möglich sein“ (Suess 1993, 168). Unbedingt notwendig ist dabei, dass die Eltern auch den zweiten – anspruchsvolleren – Schritt als ihre Aufgabe begreifen. Wenn sich die Eltern nach der Trennung der Beziehung dem Schritt der Neugestaltung, der Integration und mittelfristig auch der Versöhnung entziehen, wird diese Aufgabe alleine dem Kind aufgebürdet, das daran zwangsläufig scheitern muss.

4.6 Langfristige Folgen

Empirisches wie theoretisches Neuland ist der Blick auf die langfristigen Auswirkungen von Trennung und Scheidung, der in der Scheidungsfolgenforschung heute zu grundlegend veränderten Einschätzungen führt. Provokativ formuliert die Publizistin Christine Brinck in der Süddeutschen Zeitung: „Erst hielt man Scheidungen für die betroffenen Kinder für ungefähr so anstrengend wie einen lästigen Schnupfen. Dann entdeckte man, dass der Nachwuchs vielleicht doch eher eine schwere Grippe durchmacht, langsam setzt sich die Einsicht durch, dass viele Kinder echten Schaden nehmen, wenn die Eltern sich scheiden“ (Brinck 2006).

Wegweisend bei dieser Neubewertung von Scheidungsprozessen war u.a. die über 25 Jahre laufende Langzeitstudie von Judith Wallerstein, Julia Lewis und Sandra Blankeslee „Scheidungsfolgen – die Kinder tragen die Last“, die seit dem Jahr 2000 zugänglich ist. Die Studie stützt sich auf qualitative Interviews mit 131 Kindern und ihren Familien, die 1971 Scheidungskinder waren. In der letzten Befragung 2000 konnten noch 80% der Gesamtpopulation erreicht werden. War bereits vorher klar, dass etwa ein Drittel der Scheidungskinder mittel- und langfristig einen problematischen Entwicklungsverlauf aufweisen und die Erwachsenen, die als Kinder die Scheidung der Eltern erlebt haben, generell ein niedrigeres Niveau an Wohlbefinden zeigten, öfter selbst in Ein-Eltern-Familien lebten, psychisch belasteter waren und ein niedrigeres Bildungsniveau erreichten als Erwachsene aus nicht-geschiedenen Familien (Fthenakis 1993, 2, 10), so konnte die Studie von Wallerstein et al. die Lang-

zeitverläufe präzisieren und in ihrer qualitativen Bedeutung für die Scheidungskinder aber auch für die Gesellschaft beleuchten.

Als Dreh- und Angelpunkt der langfristigen Problematik erweist sich das mangelnde Vertrauen in Beziehungen und die fehlende Fähigkeit der Scheidungskinder verbindliche und langfristig tragfähige Beziehungen aufzubauen. Die „komplexen Bilder der elterlichen Interaktion [...] sind von bleibender Bedeutung für Scheidungskinder wie für Kinder aus intakten Familien“. Sind diese Bilder durch das Trennungserleben beschädigt, so fehlt es an Vorlagen, dass und wie Beziehung glücken kann. Dies ist eine bleibende Beeinträchtigung auf der Suche nach Liebe, Intimität und persönlicher Bindung. Im Augenblick von Partnerwahl und Familiengründung „erfährt die Erfahrung der elterlichen Scheidung ein Crescendo“ und wird zum bestimmenden, beziehungsstörenden Bild (Wallerstein et al. 2002, 32, 64). In der Konsequenz heißt dies, die Population der Scheidungskinder „wird früher sexuell aktiv, produziert mehr außereheliche Kinder und zeichnet sich durch eine niedrigere Heirats- und eine höhere Scheidungsrate aus“ (Wallerstein et al. 2002, 27).

In den statistischen Ergebnissen der Studie ausgedrückt bedeutet das:

- Erwachsene Scheidungskinder heiraten seltener (zu 60%) als die Nicht-Scheidungskinder in der amerikanischen Gesamtbevölkerung (die zu 84% heiraten) (Wallerstein et al. 2002, 70).
- Die Ehen der Scheidungskinder enden häufiger selbst durch Scheidung (zu 40%) als die Ehen der Nicht-Scheidungskinder in der amerikanischen Gesamtbevölkerung (die zu 35% geschieden werden) (Wallerstein et al. 2002, 70).
- Die Scheidungskinder der Studie heirateten eher, was ein Grund für die erhöhte Scheidungswahrscheinlichkeit sein kann. 50% der Scheidungskinder heirateten vor dem vollendeten 25. Lebensjahr (im amerikanischen Durchschnitt sind dies 34%) (Wallerstein et al. 2002, 70).
- Ca. zwei Drittel (62%) der erwachsenen Scheidungskinder entscheiden sich gegen Kinder und begründen das gerade mit dem Erleben der Scheidung. Im Vergleich dazu entscheidet sich nur ein Drittel der Nicht-Scheidungskinder (39%) gegen Kinder (Wallerstein et al. 2002, 96).
- Langfristig und zum Teil nach mehreren getrennten Beziehungen sind die Hälfte der Frauen und etwas mehr als ein Drittel der Männer aus der Studie in der Lage die fragilen Beziehungsmuster zu verlassen und stabile Beziehungen aufzubauen (Wallerstein et al. 2002, 69).

Die Studie von Wallerstein et al. legt damit nahe, dass Trennungen zu einer Gesellschaft beitragen, in der es neben dem Sektor familialer Lebensformen einen gleich starken und wachsenden Sektor von Singles gibt. „Dass es [...] immer mehr unverheiratete Erwachsene [und immer weniger Kinder] gibt, ist ein Trend, der kein Anzeichen einer Umkehr erkennen lässt, und vermutlich eine unvermeidliche Folge unserer Scheidungskultur“ (Wallerstein et al. 2002, 295).

5 Symptomfreiheit ist ein Anlass zur Sorge

Nach dem detailreichen und an mancher Stelle sicherlich nachdenklich stimmenden Blick auf den Symptom- und Leidensdruck der Scheidungskinder komme ich zu meiner zweiten These, die sich um die Bewertung der gezeigten Symptome dreht. Woche für Woche kommen Rat Suchende in unsere Beratungsstelle, die sich im Trennungsprozess Sorgen um ihre Kinder machen und sich nichts sehnlicher wünschen, als dass diese von Symptomen befreit würden oder erst gar keine Symptome entwickeln. Meine These lautet dagegen, dass Symptomfreiheit allen Anlass zur Sorge gibt. Über Kinder, die die Trennung ihrer Eltern „einfach so“ wegstecken, muss man

sich Gedanken machen. Das Zeigen von irgendwie auffälligem Verhalten dagegen ist Ausdruck einer angemessenen und damit letztlich gesunden Reaktion.

- In vier Schritten möchte ich diskutieren, warum Kinder Symptome brauchen,
- was passiert, wenn sich die Symptome verstärken,
- wann die Symptome der Kinder verschwinden
- und welche Bedeutung dies für eine therapeutische Betreuung von Trennungskindern hat.

5.1 Kinder brauchen Symptome

Unser Körper ist ein höchst komplexer Organismus, der erstaunliche Leistungen vollbringt, um sich an wechselnde Lebensbedingungen in seiner Umgebung anzupassen. Diese Anpassungsleistungen sind allerdings nicht von einem Augenblick auf den nächsten zu vollbringen, als würde man von einem Programm auf ein anderes umschalten. Stattdessen reagiert der menschliche Organismus auf unbekannt veränderte Umweltbedingungen, indem er schnell eine Grundsicherung vornimmt, von der aus er langsam aber sicher wieder in ein ruhiges, ausgeglichenes Fahrwasser zurücksteuert.

Ein Beispiel aus der Medizin: Wenn Krankheitserreger in den Körper eindringen, entwickelt der Körper Fieber. Der genaue Verlauf der Fieberkurve hängt dabei von vielen Faktoren wie z.B. dem Alter des Menschen ab. Kinder bekommen schneller und höheres Fieber als Erwachsene. Die Fiebersymptome sind das Zeichen dafür, dass die körpereigenen Immunsysteme ihre Arbeit gut machen. Ist die Krankheit überstanden, können die körpereigenen Abwehrkräfte auch wieder auf ihre erhöhte Arbeitstemperatur verzichten – und das Fieber vergeht.

Im Falle eines psychisch belastenden Ereignisses verläuft der Prozess analog. Auffällige kindliche Reaktionen auf Trennung und Scheidung sind altersspezifische und persönlichkeitsabhängige Bewältigungsversuche einer traumatischen Situation. Es sind „normalen Reaktionen auf ein nicht normales Ereignis“ und jedes gesunde, einigermaßen normale Kind muss auf eine solche Krise reagieren. „Nur jenen Kindern wird dieser Einschnitt im Leben gar nichts ausmachen, deren frühe Beziehungen zu den engsten Personen, zu den Eltern, bereits schwer gestört waren, sodass die Unterbrechung oder Veränderung dieser Beziehungen eher eine Entlastung als eine Belastung darstellt“ (Griebel/Oberndorfer 1999, 5; Figdor 1998, 24). Man spricht in der Psychologie von so genannten Erlebnisreaktionen: Anpassungsreaktionen, die nach einem Erlebnis erst einmal wieder einen Gleichgewichtszustand herstellen. Weinen ist beispielsweise eine Erlebnisreaktion, wenn sich ein Kind verletzt hat, oder „zur Mutter laufen“, wenn ein Kind Angst hat.

Für die Eltern ist wichtig, dass sie die gezeigten Symptome als gesunde und angemessene Reaktion entschlüsseln können. Was das Kind in dieser Phase braucht, sind nämlich unendlich viel Zeit, Aufmerksamkeit, Geduld und Toleranz, um die Gefühlsstürme zu durchleben, um sie zu verstehen und um langsam Strategien zu entwickeln, um mit ihnen umzugehen. Glückt diese Anpassung, verschwinden die Symptome von selbst wieder (Figdor 1998, 24).

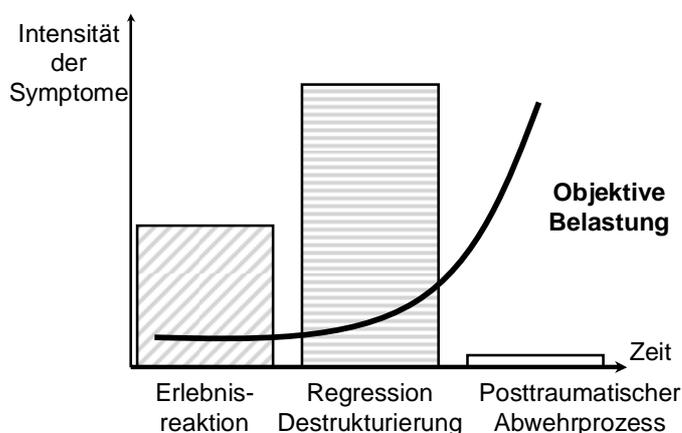
5.2 Wenn die Symptome eskalieren oder chronisch werden...

Werden die Erlebnisreaktionen der Kinder nicht wahrgenommen oder reagieren Eltern unangemessen, dann können sich die Symptome verfestigen (sie chronifizieren), die Kinder weichen auf andere Symptome aus (Symptomverschiebung) oder die Symptome werden stärker. Eine unangemessene elterliche Reaktion ist dabei jedes Verhalten, das die Kinder in ihrem Bedürfnis nach Orientierung, Schutz und Verständnis nicht ernst nimmt, ihre Symptome nicht erträgt, sie verbietet oder sie zu

einer Krankheit des Kindes umdeutet. Eskaliert die Symptomatik der Kinder – Figdor spricht hier von Regressions- und Destrukturierungsprozessen – dann ist immer noch Zeit die Situation der Kinder angemessen einzuschätzen und so zu reagieren, wie dies bereits bei den Erlebnisreaktionen sinnvoll gewesen wäre. Insbesondere brauchen Kinder höchste Akzeptanz für ihre Regressionsbedürfnisse: für Wutanfälle, Weinerlichkeit, Trotz, Angst alleine zu bleiben, Anhänglichkeit, Einnässen, Unselbstständigkeit. Das alles sind Versuche wieder klein sein zu dürfen und sich in eine Zeit zu versetzen, in der alles gut war (Figdor 1998, 25). Und es sind Versuche sich der Kraft und Bereitschaft der Eltern zu versichern, das Kind weiterhin zu beschützen und zu (er-)tragen. Wird auch jetzt keine massive Hilfe geleistet, kommt es zu posttraumatischen Abwehrprozessen – die Symptome verschwinden.

5.3 Der posttraumatische Abwehrprozess

Wenn das Kind merkt – und dies ist ein unbewusst ablaufender Prozess – dass es mit seinen Symptomen und damit mit seinen Gefühlen und Bedürfnissen in den Wirren des Trennungsprozesses keinen guten Platz findet, wird es versuchen den vor allem für sich selbst unerträglichen Zustand möglichst schnell zu entschärfen. Es tut dies, indem es seine Gefühle und Gedanken abwehrt und sie verdrängt. Eine junge Frau aus Wallersteins Studie berichtet, dass sie in der Folge der Scheidung ihrer Eltern gelernt hat sich sehr bewusst gegen ihre Gefühle zu entscheiden. Was sie angesichts der unerträglichen Gefühlsflut nicht erlernen konnte, war den Zugang zu ihren Gefühlen abzusichern und ihn zu erhalten: „Sie müssen wissen, dass ich meine Gefühle sofort abschalten kann, wenn sie wehtun. Die Gefühle sind da, aber ich komme nicht an sie heran. Als Kind wusste ich kaum, wie das ist, wenn man weint. Im Grunde fühle ich mich noch immer von meinen Gefühlen abgeschnitten. [...] Als Scheidungskind lernt man eines sehr rasch – nämlich dass Gefühle wehtun. Es ist sehr viel leichter, wenn man lernen kann, sie abzuschalten. Das ist nicht einfach, aber im anderen Fall vertut man eine Menge Zeit damit, sich um seine Familie zu grämen“ (Wallerstein et al. 2002, 287). Die verdrängten Gedanken und Gefühle sind natürlich nicht wirklich verschwunden, sie sind nur dem bewussten Zugriff entzogen und tauchen früher oder später als neurotische Symptome wieder auf.



Nach Helmuth Figdor

Das zentrale Problem dieses posttraumatischen Abwehrprozesses ist, dass er fast nie als Verschärfung der kindlichen Situation, sondern stattdessen sogar als positive, willkommene Veränderung wahrgenommen wird. Die Kinder zeigen ihre Wut nicht mehr, sie konzentrieren sich ganz auf die Schule, sie werden insgesamt ruhiger und unauffälliger etc. „Das hat zur Folge, dass die Veränderungen im kindlichen Verhalten nach dem posttraumatischen Abwehrschieb von vielen Eltern, leider auch von so manchen Fachleuten, als ein Zeichen dafür missverstanden werden, dass das Kind die Scheidung jetzt endlich gut überwunden hätte“ (Figdor 1998, 28). Das Gegenteil ist der Fall, der gesamte Organismus hat sich in einen Ausnahmezustand versetzt, in dem er alle potenziell störenden Gefühle abschaltet und bei extremer Wachsamkeit und Gespanntheit nur noch ein Minimum an äußeren Reaktionen zeigt. Diese Stressreaktionen werden aber dann zum Problem, wenn sie nicht zur kurzzeitigen Abwehr einer Gefahrensituation dienen, sondern zur langfristigen Bewältigungsstrategie werden (Ramachandran 2005, 107; Spitzer 2002, 169f). Wie viele Eltern dem Irrtum aufsitzen, dass Symptommfreiheit gleichbedeutend mit Wohlbefinden, ist zeigt eine empirische Studie, derzufolge Eltern das Wohlbefinden ihrer Kinder einige Jahre nach der Scheidung [positiver einschätzen] als die Kinder selbst es darstellen“ (Kränzl-Nagl 2005).

5.4 Beispiel Besuchskontakte

Ein Beispiel, an dem sich der posttraumatische Abwehrprozess im Beratungsalltag gut nachvollziehen lässt, ist der restriktive Umgang mit Besuchskontakten. Wolfgang Klenner, ein langjährig in Scheidungssachen tätiger Gerichtsgutachter spricht provozierend von „Ritualen der Umgangsvereitelung“ und mahnt damit an, dass die Frage nach einer für das Kind positiven Umgangsregelung dringend auf die gesellschaftliche Agenda gehört. Präzise beschrieb er vor über zehn Jahren Argumentationslinien und Verläufe, die sich bis heute an der Beratungsstelle wiederholen: „Von ganz unterschiedlichen Elternteilen [wird] in stereotyp gleicher Weise, dass man meinen könnte, sie haben sich abgesprochen, [...] erklärt: Das Kind habe in der letzten Zeit schon so viel durchmachen müssen; oder nach dem Besuch bei dem anderen Elternteil zeige es ein unerklärlich anderes Verhalten als sonst, schlafe unruhig, fürchte sich vor allem, was sonst nicht seine Art sei, nässe oder kote wieder ein.“ Das Kind zeigt also Erlebnisreaktionen, die sich zwangsläufig verstärken, wenn sich der auslösende Impuls, nämlich die Trennung und das kindliche Erleben, sich im Spannungsfeld zwischen beiden Eltern bewegen zu müssen, wiederholt. Genau das passiert an den so genannten „Papa-Wochenenden“ bzw. noch deutlicher in der Übergabesituation. Ebenso stereotyp wie die Analyse wird die Idee vorgetragen, wie das Problem gelöst werden kann: Es sollten keine Besuche mehr stattfinden, denn das Kind soll endlich zur Ruhe kommen“ (Klenner 1995, 5). Tatsächlich kommt das Kind, wenn der Umgang unterbunden ist, zur Ruhe, die Symptome der Übergangssituation bleiben aus und möglicherweise zeigt das Kind schon nach wenigen Wochen keine Sehnsucht mehr nach dem Vater.

Klenner erinnert bei seiner Kritik dieser Szene an die längst geführte Diskussion, ob Kinder im Kinderkrankenhaus Besuch von ihren Eltern bekommen sollen, obwohl die Besuche die Kinder sichtlich in Unruhe bringen und die Kinder nach der Besuchszeit traurig und unausgeglichen zurückbleiben und die Arbeit des Pflegepersonals dadurch deutlich erschwert wird. In diesem Diskurs ist es längst Konsens, dass die Ruhe der Kinder, die nur streng begrenzten Besuch haben dürfen, eine trügerische Ruhe und das Ergebnis von Verzweiflung und Resignation ist. Die durch die Kontaktsperre verursachte nachhaltige Beziehungsstörung wurde schlicht und einfach nicht erkannt (Klenner 1995, 6).

5.5 Zensierte Gefühle

Wenn Kinder keine Symptome zeigen, ist dies nicht immer auf posttraumatische Prozesse zurückzuführen. Daneben lernen Trennungskinder schnell, sich in dem unübersichtlichen und nicht selten explosiven Terrain des Trennungsprozesses – vernünftigerweise, aber auch ungesunderweise – taktisch zu verhalten und zu äußern. Aufgrund von Loyalitätsbindungen („Wes Brot ich ess, des Lied ich sing“) oder um einen als wenig stabil wahrgenommenen Elternteil nicht weiter zu belasten zeigen die Kinder gewünschtes Verhalten oder besser gesagt das, was sie für das vom jeweiligen Elternteil gewünschte Verhalten ansehen. Eine Szene, die Figdor berichtet, illustriert dies anschaulich:

Eine Mutter ruft „ihre beiden Kinder zu sich und sagt ‚Papa und Mama lassen sich scheiden.‘ Dann kommt von den Kindern vielleicht noch die Frage: ‚Wieso denn?‘ ‚Ja wir verstehen uns nicht mehr so gut. Wir können nicht miteinander reden. Wir streiten viel miteinander.‘ Daraufhin fragt die Tochter: ‚Muss ich dann in einen anderen Kindergarten gehen?‘ ‚Nein!‘ ‚Na dann ist ja alles in Ordnung‘, findet sie und verschwindet. Und der Bub: ‚Muss ich noch zuhören oder kann ich schon spielen gehen?‘, und schon ist er weg. Der Mutter fällt ein Stein vom Herzen: ‚Gott sei Dank, es war nicht so schlimm!‘ [...] Drei Tage später [...] als die Mutter nicht zu Hause und der Vater gerade dabei ist, seinen [Schrank] auszuräumen und seine Koffer zu packen, kommen die Kinder und fragen. ‚Papa, was machst du denn da?‘ ‚Na, ich packe meine Sachen. Ihr wisst doch, ich ziehe aus.‘ Daraufhin fangen beide Kinder samt Vater (die Scheidung war von der Mutter initiiert worden) bitterlich zu weinen an, eben jene Kinder, die nur zwei Tage zuvor die Erklärungen der Mutter ruhig und scheinbar vernünftig hingenommen hatten“ (Figdor 1998, 20f).

Vielleicht befinden sich die Kinder in dieser Szene noch nicht im Stadium posttraumatischer Abwehr, aber sie sind auf dem besten Weg, den Umgang mit ihren Gefühlen von den Erwartungen ihrer Eltern abhängig zu machen und sich selbst dadurch einen ungefilterten Zugang zu ihrem eigenen Erleben und zu den notwendigen entlastenden Reaktionen zu verbauen.

5.6 Kindertherapie oder Elternberatung?

Am Ende dieser Überlegungen zur Bedeutung von Scheidungssymptomen sollen einige Gedanken zur Aufgabe von Beratung bei Trennung und Scheidung stehen. Es ist deutlich geworden, dass die Kinder und Jugendlichen ihre Symptome dringend brauchen, um sich zu stabilisieren, um Schutz und Fürsorge zu bekommen und um ihren Anpassungsprozess anstoßen und steuern zu können. Aber auch die Eltern brauchen die Symptome ihrer Kinder. Sie sind ein wichtiger Indikator, ob ihre stabilisierenden Botschaften beim Kind wirklich ankommen (Figdor 1998, 151). Die Symptome aufzugreifen und adäquat, nämlich akzeptierend zu beantworten, kann nur Aufgabe der Eltern sein, weil alle existentiellen Anfragen in der Scheidungssituation an sie gerichtet sind („Lässt du mich auch fallen?“, „Liebst du mich noch?“, „Schaffen wir es allein?“, „Werde ich dich verlieren?“).

Die Aufgabe der Beratungsstellen ist in der Trennungssituation (im Normalfall) nicht die therapeutische Arbeit mit dem Kind. Dies gilt umso mehr, als die Vorstellung in der Beratungsstelle die Botschaft an das Kind enthält, dass mit ihm und seinen Symptomen etwas nicht in Ordnung sei. Die Möglichkeiten der Beratungsstelle liegen dagegen in einer Elternberatung, die über die Bedeutung der Symptome und über die zu erwartenden Abläufe aufklärt und die Eltern dabei unterstützt, den Symptomdruck der Kinder auszuhalten und zu tragen. Darüber hinaus scheint es sinnvoll zu sein Trennungs- und Scheidungsgruppen anzubieten, in denen sich die Kinder un-

tereinander über ihre Situation austauschen und einen Zugang zu der neuen Normalität als Scheidungsfamilie finden können.

6 Die Bedürfnisse von Eltern und Kindern passen im Umfeld von Trennung und Scheidung nicht zueinander

Mit der unterschiedlichen Einschätzung bezüglich der Symptome, die ein Kind nach einer Trennung zeigt, sind wir beim schmerzhaftesten, aber auch beim wichtigsten Punkt dieser Analysen angelangt. Es ist selbstverständlich, dass sich Eltern (gerade) nach einer Trennung wünschen, dass sich ihr Kind gut entwickelt und dass es keine Anzeichen von Problemen zeigt. Bei allen Sorgen, die sie wegen der Trennung haben, brauchen sie nichts dringender als ein Zeichen ihrer Kinder, dass mit ihnen – trotz des gravierenden Einschnittes – alles in Ordnung ist. Es ist aber ebenso selbstverständlich, dass das Kind nach dem Erleben der elterlichen Scheidung weder die Kraft noch die Motivation hat einfach weiter zu funktionieren und stattdessen jedes Ventil nutzt, um seinen Überdruck an beängstigenden Gefühlen loszuwerden und zu zeigen, wie sehr es verunsichert und verletzt ist. Die Wünsche der Eltern und der Kinder passen an dieser Stelle einfach nicht zusammen und dies – so die dritte These – gilt nicht nur für den Bereich der Symptommfreiheit, sondern darüber hinaus für andere fundamentale Bedürfnisse und Einschätzungen der Trennungssituation. Im Augenblick der Trennung zerbricht der Grundkonsens, dass das, was die Eltern wählen, auch für die Kinder gut sein wird. Genau das aber wird heute zumeist übersehen oder verdrängt. Anhand von fünf Skizzen möchte ich diesen Gedanken illustrieren:

- Viele Eltern hängen sehr an einer „Illusion der Unbetroffenheit ihrer Kinder“ (Figdor).
- Während zumindest für den scheidungswilligen Elternteil die Trennung eine Lösung ist, ist sie für die Kinder das Problem.
- Während der allein erziehende Elternteil darauf Wert legt, dass er die neue Situation alleine bewältigt, weist das Kind immer wieder darauf hin, wie sehr der andere Elternteil fehlt.
- Wünschen sich getrennt Lebende einen klaren Neuanfang, so ist es für die Kinder wichtig, möglichst viel Kontinuität zu ihrem vorherigen Alltag zu erfahren
- Die Trennung belastet auch die Eltern so sehr, dass es für sie wichtig wäre, Ruhe zu finden und sich um sich selbst zu kümmern. Die Kinder brauchen aber gerade in dieser Zeit ein Maximum an Aufmerksamkeit und Zuwendung.

6.1 „Illusion der Unbetroffenheit“ versus Betroffenheit

Sich nach möglicherweise vielen gemeinsamen Jahren von einem (Ehe-)Partner zu trennen, ist eine der schwersten Entscheidungen im Leben eines Menschen. Dass diese in den allerwenigsten Fällen leichtfertig getroffen wird, davon kann man ausgehen. Ebenso sicher ist, dass die gemeinsamen Kinder im Vorfeld der Trennung zum Gegenstand intensiver Auseinandersetzungen und langwieriger Überlegungen werden. In Beratungsgesprächen wird immer wieder deutlich, wie knapp die Entscheidung für oder gegen eine Partnerschaft ausgefallen ist, wie sehr die Eltern um die Entscheidung gerungen haben und wie sehr sie die Frage umtreibt, ob sie sich wohl verantwortlich und richtig entschieden haben. Kommt es letztlich zu einer Entscheidung für die Trennung, ist nichts verständlicher als die „Hoffnung, es möge den Kindern nicht allzu viel ausmachen“. Dies gilt umso mehr, als „es wohl keine Scheidung gibt, die nicht auch schwere Schuldgefühle bei liebenden Eltern auslösen würde“ (Figdor 1998, 20). Sind die Eltern nicht in der Lage oder nicht bereit sich mit diesen Schuldgefühlen auseinanderzusetzen, dann entsteht das, was Helmuth Figdor als „Illusion der Unbetroffenheit“ beschrieben hat: die Annahme, dass die Kinder unter

der Trennung wohl nicht so sehr leiden würden. Die vorgetragenen Argumente sind mannigfaltig: „Das Kind ist so klein, dass es nichts mitbekommt“, „das Kind leidet unter dem ständigen Streit viel mehr als unter einer Trennung“, „der Vater arbeitet so viel, dass die Kinder ihn sowieso kaum sehen“ etc. Das Argument der „potentiellen Unbetroffenheit“ hat auch eine zeitliche Dimension, die Annahme nämlich, „dass die Scheidung eine vorübergehende Krise im Leben sei und die Kinder sich rundum davon erholen werden, sobald die Erwachsenen ihr Leben wieder stabilisiert haben“ (Wallerstein et al. 2002, 307). Es macht ja auch Sinn so zu denken, wenn eine Entscheidung gefallen ist und nicht revidiert werden soll. Es macht Sinn so zu denken, weil man angesichts der Trennungsentscheidung die Zukunft des Kindes zu verantworten hat. Aber es macht eben aus Sicht der Eltern Sinn so zu denken, um sich selbst zu entlasten.

Provokativ formulieren Wallerstein et al.: „Um die Wahrheit zu sagen (und es ist keine Wahrheit, die die Menschen gerne hören): Den Eltern ist dringend daran gelegen, dass ihre Kinder sich in die Dinge fügen und ihnen nicht etwa Schwierigkeiten machen“ (Wallerstein et al. 2002, 288). Schon ein erster Blick auf die Kinder lässt erahnen, dass Wallerstein und ihre Kolleginnen vielleicht Recht haben und dass die „Illusion der Unbetroffenheit“ vor allem dies ist: eine Illusion. „Kinder jedweden Alters, die nach dem Schlimmsten befragt wurden, was sie sich im privaten Umfeld vorstellen können, nennen die Scheidung der Eltern unmittelbar nach dem Tod eines Elternteils“ (Butz/Boehnke 1999, 171). Fakt ist, dass Kinder von keiner Entscheidung ihrer Eltern so nachhaltig und (bis auf wenige Ausnahmen) so nachhaltig negativ betroffen sind wie von deren Entscheidung zur Trennung. Gegenteilige Behauptungen disqualifiziert die Sozialforscherin Elizabeth Marquardt schlichtweg als „happy talk“, der den Kindern nicht nur die Last der Bewältigung aufbürdet, sondern ihnen zusätzlich noch die Chance nimmt, ihre wirklichen Gefühle wahrzunehmen (in: Brinck 2006).

6.2 Scheidung als Lösung vs. Scheidung als Problem

Lag in der ersten Gegenüberstellung der Fokus auf der unterschiedlichen Abschätzung von Scheidungsfolgen, so geht es in dieser zweiten Skizze um die Frage, ob eine Trennung überhaupt ein adäquates Mittel sein kann, eine verfahrenere Familiensituation zu klären. Aus Sicht der Erwachsenen ist diese Frage relativ leicht zu beantworten. Sicherlich ist es aus ihrer Perspektive möglich eine Trennung als (letzten) Ausweg aus einer unerträglichen Paarsituation zu verstehen. Angesichts der eigenen Enttäuschungen und des Ärgers auf den Partner liegt der Gedanke nahe, man könne durch eine Trennung Spielräume, Freiheit und Zufriedenheit gewinnen. Auch der Blick auf den so genannten Rosenkrieg und auf die Bilder, die davon tradiert werden, zeigt deutlich, dass es nach Scheidungen Gewinner und Verlierer gibt, Triumphierende und andere, die sich als Entrechtete gedemütigt fühlen. Das bedeutet aber, dass es eine richtige und eine falsche Seite gibt, auf der man zuletzt stehen kann, und dass man als Gewinner nach der Trennung besser dran ist als vorher und gut daran getan hat, den Schritt der Trennung zu wagen.

Dieses Denken spitzt sich zu, wo Trennungswillige die Situation nicht nur als unerträglich, sondern auch noch als für sich oder gar die Kinder gefährlich erleben. Es gibt einen „Schutzinstinkt“ des gehenden Elternteils, „das Kind nicht gerade da zurückzulassen, wo man es selber nicht mehr aushielt“ (Klenner 1995, 2). Der Gehende hat während vieler Beziehungsjahre Erfahrungen mit dem Partner gemacht und möchte die Kinder nun davor bewahren, ähnlich enttäuschende und ähnlich verletzende Erfahrungen machen zu müssen (Jäckel 2005). Manchmal avanciert die mühsam getroffene Entscheidung gegen die Paarbeziehung dann im Lauf der Trennung zur lautstark verteidigten „einzig richtigen Lösung“ und die Lebensentscheidung und

die damit verbundene Lebensform werden zur Ideologie, die kämpferisch gerechtfertigt wird (Figdor 1998, 107).

Doch wieder verändert der Blick aus kindlicher Perspektive das Bild nicht unwesentlich. Wallerstein et al. kritisieren die Gedanken, dass „die Scheidung der Eltern die Kinder automatisch [...] erlöst“ und dass, „wenn die Eltern glücklicher sind, auch die Kinder glücklicher sein werden“, als zwei der „gehätschelten Mythen“ unserer elternzentrierten Scheidungskultur. Marquard nennt es schlicht ein irreführendes Resultat der Definitionshoheit der Erwachsenen, dass für die Kinder gut sein soll, was für die Erwachsenen gut ist (in: Brinck 2006).

Schwierig ist diese Diskussion, weil es Extremsituationen gibt wie Familien, in denen Gewalt- und Alkoholmissbrauch oder sexuelle Übergriffe vorgekommen sind. Hier ist es ja in der Tat so, dass die Orientierung am Kindeswohl die Trennung der Familie als Lösung nahe legt und die Scheidung der Eltern wirklich eine Befreiung der Kinder ist. Doch gilt es in der Diskussion über Trennung und Scheidung, die Wahl der Beispiele und Vergleichsfälle höchst kritisch im Auge zu behalten. Bei über 200.000 Scheidungsfällen jährlich handelt es sich sicherlich nicht jedes Mal um einen dieser Extremfälle, wenn ein gehender Elternteil entscheidet, dass die Trennung die einzige Lösung ist und es weder für sich selbst noch für die Kinder zumutbar ist in dieser Situation zu verbleiben. Aus Erwachsenensicht mag das plausibel klingen, aber es ist in vielen Fällen schlicht unredlich, die Kinder in das Argument mit einzubeziehen. Zum einen stimmt es nicht, dass Kinder immer dann unglücklich sind, wenn die Erwachsenen das annehmen. „In der Tat wären viele Erwachsene, die sich in einer sehr unglücklichen Ehe gefangen sehen, überrascht zu erfahren, dass ihre Kinder vergleichsweise zufrieden sind: Den Kindern ist es egal, ob Mama und Papa in getrennten Betten schlafen, solange die Familie beisammen ist“ (Wallerstein et al. 2002, 26). Zum anderen bewerten Kinder die Chancen einer Trennung weit zurückhaltender als Erwachsene das tun. Bei einer 1999 in Deutschland durchgeführten Erhebung gaben lediglich zehn Prozent der Scheidungskinder an, über die Trennung erleichtert zu sein (Butz/Boehnke 1999, 227), und auch die Scheidungskinder der amerikanischen Langzeitstudie äußerten sich in der Tendenz sehr skeptisch über den „Erfolg“ der Scheidung ihrer Eltern (Wallerstein et al. 2002, 59). Aus Sicht der allermeisten Kinder kann man bei einer Trennung eben nur verlieren – einen Elternteil, Vertrauen, Liebe und Zuneigung, gemeinsame Zeit, ökonomische Ressourcen, Zugehörigkeit etc. Diese Einstellung spiegelt sich darin wider, dass Trennungskinder auch lange nach der Scheidung ihrer Eltern die Hoffnung nicht aufgeben, dass die Familie wieder zusammenkommen kann und die Situation dadurch wieder „gut“ wird (Griebel/Oberndorfer 1999, 2).

6.3 „Ich schaff’ es ohne...“ versus „Es geht nicht ohne...“

Oftmals diametral entgegengesetzt ist die Einschätzung der Eltern – speziell des Hauptsorgeberechtigten in der Ein-Eltern-Familie – und der Kinder auch dann, wenn es darum geht, die Bedeutung des abwesenden Elternteils zu beschreiben. Unmissverständlich formulierte eine Mutter während einer Beratung: „Ich hab’ mich doch nicht scheiden lassen, um ihn jetzt andauernd zu treffen“. Demgegenüber stand auch in dieser Familie der Wunsch des Sohnes nach möglichst häufigen Kontakten mit dem Vater. Ob sich das Kind hier durchsetzt, beeinflusst z.B. die Umgangsmodalitäten fundamental, denn einer der Orte, an denen dieser Zwiespalt immer wieder aufbricht, sind die Abhol- und Übergabesituationen. Der Arbeitskreis „Eltern für Kinder“ hat hier in einer Wunschliste an getrennt lebende Eltern aus kindlicher Sicht formuliert: „Wenn ich abgeholt oder gebracht werde, gibt es kurze Momente, in denen ich euch beide habe. Zerstört das nicht dadurch, dass ihr euch anödet oder zankt“

(AKFK 2005). In der Tat verstehen es Kinder, denen von ihren Eltern die Chance dazugegeben wird, diese kurzen gemeinsamen Zeiten auszudehnen und sie offensichtlich zu genießen.

Aber auch an Weihnachten, an Geburtstagen und Familienfesten steht die Frage im Raum, ob es ohne den anderen geht oder nicht. Auf der Paarebene liegt es nahe, solche Daten zu nutzen um (für sich oder andere) den Beweis anzutreten, dass man inzwischen einen eigenen autonomen Lebensstil gefunden hat und weder auf die Unterstützung noch auf die Nähe des Expartners angewiesen ist. Im Gegenteil, Kontakt zum Expartner wird gerade an diesen Terminen als störend oder gar als überflüssig wahrgenommen. Wiederum beziehen die Kinder ihre Stellung am anderen Ufer. Eine Trennungsmutter beschreibt den vorprogrammierten Konflikt mit beeindruckender Ehrlichkeit:

„Seit Wochen hatte Marie Angst vor diesem Satz ihrer Kinder. Denn sie wusste, sie würde deren Bitte nicht erfüllen können... ‚Ich wünsche mir, dass Papi Weihnachten mit uns feiert‘. Abrupt drehte sich mein Sohn Julius von mir weg. ‚Wieso fragst du mich überhaupt, was ich mir zu Weihnachten wünsche, wenn du dann doch Nein sagst?‘, fragte er mit Zorn in der Stimme. Ich seufzte: ‚Julius, du weißt, dass das nicht geht.‘ Doch davon wollte mein Sohn nichts hören. Seine Unterlippe bebte: ‚Du bist gemein. Alles dreht sich immer nur um dich!‘“ Mit diesen Worten stürzte er aus dem Raum.“ Es ist wohl nicht zufällig, dass es die Großmutter ist, die im weiteren Verlauf dieser Szene eine für die Mutter entlastende Lösung vorschlägt, bei der Julius die Möglichkeit hat seinen Vater zu sehen. „Meine Mutter seufzte: ‚Ich verstehe deinen Schmerz. Aber es geht hier nicht nur um dich.‘ Julius Worte! Als wir aufgelegt hatten, dachte ich lange über ihr Angebot nach. Auch wenn mir die Vorstellung sehr wehtat: Mein Kind hatte ein Recht auf unbeschwerte Weihnachten. Und dazu gehören nun einmal neben Geschenken vor allem die Nähe und die Liebe von Mutter – und Vater. Als ich meinem Sohn den Plan der Großmutter unterbreitete, jubelte er. Vor allem, als er hörte, dass er seinen Vater sehen würde. Seine glücklichen Augen zeigten mir, dass ich richtig entschieden habe.“

Letztendlich steht in all diesen Szenen die Frage im Raum, wer zur Familie gehört. Und diese Frage wird in Trennungsfamilien sehr oft von den einzelnen Familienmitgliedern unterschiedlich beantwortet. Gehören die Kinder des neuen Freundes der Mutter zur Familie? Gehört das Kind, das der Expartner mit seiner neuen Frau gezeugt hat, zur Familie? Oder die Großeltern, die sich in der Trennung so eindeutig auf die Seite des Expartners geschlagen haben und jeden Kontakt verweigern? Es ist wichtig wahrzunehmen, wie die Kinder ihre Familiensituation konstruieren. Manche geben in einem sehr offenen Entwurf wirklich allen Beteiligten einen Platz. Andere wählen einen sehr konservativen Blickpunkt und beharren völlig gegen die faktische Lebenssituation darauf, dass nur Vater, Mutter und die leiblichen Kinder zur Familie gehören. Solche Kinder weigern sich z.B. in der Beratung, den bereits zu Hause eingezogenen Freund der Mutter mit auf ein Familienbild zu malen. Wieder andere Kinder versuchen mit ihrer Konstruktion fantasierte Außenerwartungen zu erfüllen, von denen sie glauben, dass sie bestehen, und weigern sich beispielsweise ihrem eigenen getrennt lebenden Vater auf einem Familienbild einen Platz zu geben.

6.4 Neuanfang versus Kontinuität

Eine weitere grundsätzliche Differenz zeigt sich im Umgang mit dem biographischen Bruch der Trennung. Aus Sicht der Erwachsenen spricht vieles dafür, den Bruch als so fundamental zu verstehen, dass er das Leben in zwei Teile teilt, die sich in hohem Maße voneinander unterscheiden. „Vor der Trennung war alles anders!“ Das bedeutet für viele Geschiedene und vor allem für diejenigen, die die Scheidung vorrangig

betrieben haben, dass die Trennung einen (möglichst) radikalen Neuanfang markiert und markieren soll. In der Konsequenz wechseln sie den Wohnort, sie versuchen sich einen neuen Bekanntenkreis aufzubauen, beginnen mit einem neuen Hobby, z.T. orientieren sie sich beruflich neu, richten sich – soweit das finanziell geht – neu ein, kleiden sich anders, verändern ihre Frisur... Das Projekt eines radikalen Neuanfangs ist zwangsläufig problematisch, weil menschliches Leben eben nicht nur in Sprüngen und Brüchen, sondern in weit höherem Maß in Fortsetzungen und kleinsten Modifikationen verläuft (Gronemeyer 2000). Selbst wenn man die philosophischen Anfragen beiseite lässt, wird im Blick auf die manchmal verzweifelt wirkenden Anfänge deutlich, mit wie viel mühsamer Abbrucharbeit sie verbunden sind: Kontakte, Lebensgewohnheiten, Rituale und Routinen werden gekappt, um den Neuanfang zu ermöglichen, oder vielleicht eher um den Abschied erträglicher zu machen.

Die Kinder übernehmen derweilen die innere Anwaltschaft für die Kontinuität. Ihr Bedürfnis ist es, so wenig wie möglich zu verändern und die beiden Lebenshälften so gut dies geht zusammenzuhalten und zu integrieren. Dabei geht es um vertraute Orte ebenso wie um vertraute Personen und Abläufe: „Die Rituale bei Tisch oder beim Zubettgehen, die Spielsachen, der Kontakt zu Freunden, Tagesmutter, Kindertageseinrichtung oder Schule, Sportverein oder Musikunterricht, die Besuche bei den Großeltern oder anderen für das Kind bedeutsamen Personen – je mehr Kontinuität dem Kind erhalten bleibt“, umso besser ist dies aus seiner Sicht – und für sein Wohlbefinden (Wegweiser 2005, 13).

Blickt man auf die weitere Entwicklung von Trennungsfamilien, wird bewusst, dass die Auseinandersetzung mit Kontinuität und Brüchen erneut ansteht, wenn ein neuer Partner bzw. eine Partnerin in die Familie kommt. Auch hier ist die Blickrichtung des Paares deutlich nach vorne gerichtet, während die Ängste des Kindes sich darum drehen, dass der Faden hin zum Leben vor der Trennung der Eltern nun endgültig reißt. Beides ist verständlich und nachvollziehbar und doch steht es zueinander im Gegensatz. „Natürlich wünschen sich die Getrennten eine neue Liebe und haben Sehnsucht nach gelebter Paarbeziehung und Unterstützung in der Kindererziehung. Für die Kinder ist das Auftreten eines Fremden, der eine Hauptrolle in ihrem Stück beansprucht, irritierend, ärgerlich, beängstigend. Sie haben ihn nicht ausgesucht, er minimiert die Chancen, dass es eine Neuauflage der ersten Beziehung oder zumindest eine Wiederannäherung gibt. Soll er den Platz des Vaters einnehmen und ihn endgültig verdrängen? Wird er die Mutter wegnehmen? (Wallerstein et al. 2002, 253).

6.5 Ruhe und Selbstsorge versus Versorgungswünsche

Figdor bringt es präzise auf den Punkt: „Was eine geschiedene Mutter, die durchschnittlich unter ihrer Trennung leidet, in dieser Zeit wirklich brauchen würde, wäre ein völlig komplikationsloses Kind, das möglichst selbständig ist, möglichst wenig an Einfühlung, Verständnis und Geduld braucht, bis die Mutter wieder so weit ist, dass sie ihm das alles geben kann“ (Figdor 1998, 26). Denn die Trennung ist ja nicht nur für die Kinder, sondern ebenso für die Eltern eines der belastendsten kritischen Lebensereignissen, das ihnen in ihrer Biographie begegnen kann. Es wäre illusorisch zu glauben, dass eine Trennung schnell überwindbar sei. Genauso unrealistisch ist die Hoffnung auf freie emotionale Kapazitäten. Frisch Getrennte, die es schaffen sich wirklich um sich selbst zu kümmern, die nicht nur die finanziellen und bürokratischen Hürden nehmen, sondern sich selbst auch noch genügend psychosoziale Unterstützung und emotionale Versorgung organisieren, haben viel geschafft. In der Zeit der Trennung emotional einigermaßen stabil zu bleiben ist eine große Herausforderung. Aber auch über den konkreten Zeitraum des Beziehungsendes hinaus bindet eine

Trennung Unmengen von Ressourcen, die für die persönliche Neuorientierung gebraucht werden und dafür, sich gesellschaftlich, ökonomisch und privat ein neues Leben aufzubauen. Das alles bedeutet nicht, dass die Eltern ihre Kinder nach einer Trennung weniger lieben, aber es bedeutet, dass sie bis auf weiteres von den Belastungen absorbiert sind, die die Trennung mit sich bringt. Diese Belastung hat auch Auswirkungen auf die Eltern-Kind-Beziehung, die sich besonders im langfristigen Blick zurück deutlich erkennen lassen: „Elternschaft, die sich aus ihrer Vertäuerung im ehelichen Vertrag gelöst hat, ist häufig weniger stabil, weniger verlässlich und weniger protektiv für die Kinder“. Dabei beschreiben Wallerstein et al. keine kurzfristigen Anpassungsprozesse, sondern sie beschreiben, dass die Versorgungsbedürfnisse der Kinder und die Möglichkeiten und Wünsche der Eltern häufig noch viele Jahre nach der Scheidung auseinanderklaffen. Fatalerweise verstärkt sich dieser Effekt, je mehr es dem hauptsorgeberechtigten Elternteil gelingt einen wirklichen Neuanfang zu schaffen, denn sowohl intensive neue Beziehungen als auch Veränderungen und Fortschritte bei der Einbindung in den Arbeitsmarkt binden Kräfte, Aufmerksamkeit und Zeit (Wallerstein et al. 2002, 17, 32, 188).

Was die Kinder in dieser Zeit brauchen, wurde aus der Auseinandersetzung mit ihren Symptomen hinreichend klar. Sie brauchen Eltern, die so selbstlos, einfühlsam, geduldig und verwöhnend sind, wie sie es bisher noch nie sein mussten (Figdor 1998, 26).

7 Entweder die Eltern zahlen den Preis für die Trennung oder das Kind – Was deshalb zu tun wäre...

An der Schnittstelle zu Fragen der praktischen Konsequenzen, die aus den bisherigen Analysen zu ziehen sind, ist an eine der einführenden Bemerkungen zu erinnern: Es wäre verkürzt und missverstanden die vorgetragenen Gedanken einseitig als Plädoyer gegen eine Trennung der Eltern zu verstehen. Erstens wäre es angesichts der statistischen Daten naiv zu glauben, ein solcher Appell könnte die Scheidungsraten eindämmen oder das Rad zurückdrehen, das uns post-familiale Lebensformen wie den Sektor der Singles, Ein-Eltern-Familien oder Patchworkfamilien beschert hat (Beck-Gernsheim 2000, 27-57). Zweitens muss die Trennung als Option angesichts von destruktivem Beziehungsverhalten (wie Sucht oder Gewalt) offen bleiben. Drittens ist die Option der Trennung weder mit Blick auf individuelle Wachstums- und Entwicklungschancen noch mit Blick auf die Koevolution von Partnerschaften aus unserer gesellschaftlichen Realität, aber auch aus Beratungsprozessen wegzudenken (vgl. Willi 2002, 295-301). Aber gerade dann, wenn man davon ausgeht, dass die Trennung und Scheidung von Liebesbeziehungen und die damit verbundenen tiefgreifenden Umstrukturierungsprozesse in Familien bis auf weiteres zu unserer gesellschaftlichen Realität gehören werden und gehören sollen, spitzt sich die Frage zu, welche Art von Scheidungskultur wird brauchen, um den betroffenen Menschen gerecht werden zu können. Eine Scheidungskultur mit Blick auf das Paar zu entwerfen ist hier eine erste Herausforderung (Hutter 2003b). Der Blick auf die Wünsche und Bedürfnisse der Kinder irritiert dieses Projekt grundlegend, weil er sichtbar macht, dass die kindlichen Erfordernisse den Bedürfnissen beider Eltern nochmals gegenüberstehen. Die Kinder sind die schwächste Partei im Trennungsprozess und die Gesamtdynamik scheint die Gefahr mit sich zu bringen, dass sich die Eltern in der Trennung unbewusst gegen ihre Kinder verbünden und elterliche Bedürfnisse und erwachsene Situationsdefinitionen durchsetzen. So ist der Blick auf eine für Kinder wünschenswerte Praxis nach Trennung und Scheidung mit der vierten These überschrieben: „Entweder die Eltern zahlen den Preis für die Trennung oder das Kind“. Dieses letzte Kapitel orientiert sich an einer Scheidungsfolgenforschung, die

ein besonderes Interesse an Variablen hat, die Bewältigungsformen und -möglichkeiten besser verstehen lassen.

- Zuerst wird dabei die Option der Kinder für die Beziehung nochmals in Erinnerung gerufen...
- ... und ein entschiedener Perspektivenwechsel für den Fall einer Trennung eingefordert.
- Dieser wäre am Umgang mit Strukturen,...
- ...mit Emotionen...
- ... und mit Beziehungen erkennbar ...
- ... und daran, dass es möglich wäre, eine angemessene Sprache für das zu finden, was passiert (ist).

7.1 Beziehungen schützen

Eine echte Sorge um Scheidungskinder zeigt sich vor der Scheidung anhand von beziehungserhaltenden Maßnahmen. Eine klare gesellschaftliche Option für Kinder und Jugendliche würde man zuallererst daran erkennen, dass das Paar als „Architekt der Beziehung“ in den Fokus der gesellschaftlichen Aufmerksamkeit gerückt würde. Paare bekämen effektive Hilfen, trotz aller Aporien, mit denen die Kleinfamilie heute konfrontiert ist, weiter Paar bleiben zu können (Hutter 2003c; Dahlinger et al. 2006). Wäre es möglich, die gesellschaftliche Großwetterlage so zu beeinflussen, dass langfristige, verbindliche Beziehungen als Wert wahrgenommen werden, für den es sich lohnt, individuelle Einschränkungen in Kauf zu nehmen, der aber auch von gesellschaftlicher Seite gewollt und deshalb institutionell abgesichert und gestützt wird, so wäre viel gewonnen.

Aber auch eine direkte Orientierung an den Interessen der Kinder müsste im Gespräch über Trennung oder Fortbestand einer Familie wieder diskursfähig gemacht werden. „Wir können doch nicht nur der Kinder wegen zusammen bleiben!“ ist ein Argument, dem zu widersprechen heute kaum en vogue ist. Aus Sicht der Kinder wäre zurückzufragen: „Warum eigentlich nicht?“. Auch Wallerstein et al. versuchen, diesen heute wenig plausibel klingenden Weg zumindest denkbar und offen zu halten: „Wenn ein Paar es schafft, sich weiterhin gemeinsam und liebevoll um die Kinder zu kümmern, ohne dass jemand sich dabei als Märtyrer fühlt, dann ist das eine ernsthaft zu erwägende Alternative. [...] Es kommt [dabei...] darauf an, ob die Eltern imstande sind, das ihnen abgeforderte Opfer in guter Haltung und ohne Zorn zu bringen, um ihren Kindern die Vorteile einer bestehenden Ehe zu erhalten“ (Wallerstein et al. 2002, 311f).

7.2 Perspektivwechsel

Ist die Trennung unausweichlich, so wäre ein radikaler Perspektivwechsel von der Erwachsenenorientierung hin zu einer Kindzentrierung der Diskussionen und Entscheidungen notwendig. Die Beratungserfahrung, aber auch Berichte aus familienrechtlicher Sicht und der Scheidungsforschung belegen eindrücklich, dass sich die Auseinandersetzungen in der Trennungsphase auf die einforderbaren, einklagbaren und durchsetzbaren Rechte der Eltern verengen und der juristische Apparat diese Verengung noch fokussiert. Im Zentrum des „Scheidungsorkans“ steht dann für viele Eltern das Sorgerecht (Jäckel 2005, 3), das nicht selten als Recht der Eltern und eben nicht als kindliches Recht auf Fürsorge in der stürmischen Zeit oder gar als Sorgspflicht der Eltern interpretiert wird. Klenner äußert gar den Verdacht, dass das Kind als „Art menschlichen Zugewinns aus der beendeten Beziehung“ angesehen wird und letztlich erst im Rahmen des Besitzstandsdenkens in den Blick kommt (Klenner 1995, 2). Wie anders wäre es erklärbar, dass in jeder anderen Krisensitua-

tion Eltern instinktiv zuallererst ihre Kinder in Sicherheit bringen, in der Scheidungssituation aber die Kinder höchsten Stresssituationen (Vernehmungen, Mitnahme, willkürlich verhängten Kontaktsperren, erzwungenen Umgangskontakten) ausgesetzt werden, ohne dass die Eltern dies mit allen Mitteln zu verhindern versuchen. Ein Vater formulierte in einem Gespräch – als eine rühmliche Ausnahme im Beratungsalltag – trotz aussichtsreicher Faktenlage: „Ich werde doch nicht von einem Richter die Umgangsregelung bestimmen lassen und riskieren, dass sich mein Sohn vor Gericht gegen einen seiner Eltern entscheiden muss“. Er formuliert damit genau den Paradigmenwechsel, der auf dem Weg zu einer kindzentrierten Scheidungskultur dringend ansteht. Es geht bei der Trennung nicht darum, die „guten Rechte“ der Eltern zu realisieren, sondern es geht darum, die Beziehung zwischen dem Kind und beiden Eltern zu erhalten und die psychosozialen Trennungsfolgen für das Kind in gemeinsamer Bemühung abzufedern (Klenner 1995, 12). Hier nur mit dem Finger auf die Eltern zu deuten, würde deutlich zu kurz greifen, weil die Gesamtkonstruktion der Scheidungsabläufe (Medienberichte, common sense, juristischer Rahmen) Eltern genau dazu verführen, sich auf ihre Rechte zu versteifen und diese Haltung auch dann nicht abzulegen, wenn es um ihre Kinder geht. So resümieren Wallerstein et al.: „Die Lektion ist klar. Die Eltern können nicht darauf bauen, dass das Gericht ihnen zu ihrem Recht an dem Kind verhilft, so wie es ihnen zu ihrem Recht an einem Besitztum verhelfen kann. Unglücklicherweise verführt unser gegenwärtiges System die Eltern aber dazu, genau dies zu glauben“ (Wallerstein et al. 2002, 318).

Dass die erwachsenenzentrierte Perspektive weit über den Scheidungsprozess hinaus dominiert, illustriert ein Ausschnitt aus einem zornigen Brief, den ein Scheidungskind auf der Internetseite eines Väterforums nach einem Veranstaltungsabend zum Thema „Scheidung aus Sicht der Kinder“ veröffentlicht hat. Dort heißt es: „Und jetzt mal zu euch Vätern. Ich war von euch total enttäuscht. Das Thema an diesem Abend war *Scheidungskinder* und nicht *Scheidungsäter*!!! Ihr habt nicht einmal in der Diskussion nachgefragt, wie ihr euren Kindern gefühlsmäßig wieder näher kommen könnt! Ihr habt nur an euch und eure Rechte als Väter gedacht. Ich dachte, es interessiert euch, wie es momentan in euren Kindern aussieht und was sie durchmachen und erleben. Aber nein, ihr denkt nur an euch. Ganz schön schade, sag ich euch. Das hat nichts damit zu tun, dass ihr Väter seid. Bei Müttern wäre ich ganz genau so enttäuscht und sauer. Ich finde es schade, dass die Gefühle und Ängste der Kinder wieder so klein gemacht werden! Davon wird nichts besser. Fragt doch eure Kinder mal ganz direkt, wie es Ihnen geht, was sie denken und was sie fühlen. Und denkt nicht nur an euch und eure Rechte“ (www.trennungskinder.de).

7.3 Strukturen

Eine kindzentrierte Perspektive muss sich während und nach der Trennung in Strukturen und Abläufen niederschlagen. Im Moment der Trennung brechen familiäre Strukturen zusammen. Das verunsichert und macht Angst. Deshalb ist es wichtig so schnell wie möglich wieder sichere und verlässliche Rahmenbedingungen zu schaffen.



Kontinuität

Die wirksamste Sicherheit bieten Strukturen, die sich durch die Scheidung erst gar nicht verändern. So lautet einer der vom „Arbeitskreis Eltern für Kinder“ formulierten Wünsche von Trennungskindern: „Lasst möglichst viel in meinem Leben so, wie es

vor eurer Trennung war. Das fängt bei meinem Kinderzimmer an und hört auf bei den kleinen Dingen, die ich ganz allein mit meinem Vater oder meiner Mutter gemacht habe“ (AKFK 2005). Die Chance liegt hier im Detail, beim Spielzeug, das in beiden Wohnungen sein darf, bei Geburtstags- oder Wochenendritualen, bei Tagesabläufen und Speiseplänen, bei der Taschengeldauszahlung oder gemeinsamem Sport... Selbstverständlich gilt das gleiche für Wohnung, Sportverein, Kindergarten, Schule, Freunde und Haustiere. Was immer in das Leben nach der Trennung hinübergerettet werden kann, gilt es zu schützen und zu bewahren.

Normalität

Nach der Trennung ist eine der wichtigsten Entwicklungsaufgaben, zu einer neuen Normalität zu finden. Der Stress der Neuorganisation verführt ebenso wie die unbeachteten oder unbearbeiteten Schuldgefühle der Eltern oder die ungewohnte Rolle des „Wochenendelternteils“ dazu, Verluste und Schmerz der Kinder kompensieren zu wollen. Dazu kommt, dass getrennte Eltern schnell zueinander in Konkurrenz um die Gunst der Kinder geraten und das Besondere dabei schnell zum Bestechungsversuch wird. Dann werden materielle Geschenke immer größer und Unternehmungen immer ausgefallener, ein Höhepunkt jagt den nächsten. Doch erstens wird der Trennungsschmerz ein fester Bestandteil der Biographie bleiben und zweitens spüren Kinder es instinktiv, wenn sie durch Geschenke und Aktionen abgelenkt, beruhigt oder manipuliert werden sollen. Dieser Beigeschmack erinnert nur umso mehr an die unglückliche Situation und zerstört mehr als die Aktionen trösten könnten. Darüber hinaus beeinträchtigt die Unsicherheit der Scheidungssituation die Kinder so sehr, dass sie sich nach sicherem Alltag sehnen, zumal es wirkliche Arbeit ist, eine „normale Nachscheidungsfamilie“ zu werden.

Verlässliche Abläufe

Zu einer „normalen Nachscheidungsfamilie“ gehören verlässliche Abläufe, denn durch eine Scheidung verliert ein Kind nicht nur die eingeübten Beziehungsmuster mit seinen Eltern, sondern es verliert auch viele Alltagsroutinen (Wallerstein et al. 2002, 180). Gegessen wird nach der Trennung eben nicht mehr, wenn Papa nach Hause kommt. – Wann aber jetzt gegessen wird, muss neu ausgehandelt werden.

Die wichtigsten und störungsanfälligsten Abläufe sind jene, die unter dem Begriff der „Umgangszeiten“ zusammengefasst werden. Weil diese zugeteilten Zeiten etwas völlig Neues, erst mit der Trennung Auftretendes sind, und weil sie an der schmerzhaftesten Stelle der Trennung rühren, nämlich am Verlust der Präsenz eines Elternteils, müssen sie auch am sorgsamsten geschützt und eingeübt werden. Zumindest solange bis es wieder verlässliche Normalität gibt, gilt deshalb uneingeschränkt: „Plant nie etwas für die Zeit, die mir mit dem anderen Elternteil gehört. Ein Teil meiner Zeit gehört meiner Mutter und mir, ein Teil meinem Vater und mir. Haltet euch konsequent daran“ (AKFK 2005).

Ökonomie

Zu einer „normalen Nachscheidungsfamilie“ gehört auch der Sektor, der in der gängigen Wahrnehmung fast immer dem Bereich der Erwachsenen zugeschlagen wird, der die Kinder aber fundamental beeinflusst und der von Scheidungskindern immer wieder verschämt oder gekränkt angesprochen wird: die ökonomische Situation der Familie. Eine Scheidung mit Kindern ist neben Arbeitslosigkeit das zentrale Armutsrisiko in Deutschland. Unmittelbar damit hängen auch die Bildungschancen dieser Kinder zusammen (Musik, Sport, Hobbies, Nachhilfeunterricht etc.). Jenseits der ohnehin prekären finanziellen Situation, in die eine Scheidung die meisten Familien

bringt, verschärft sich die Lage, wenn finanzielle Dinge allein vor der Folie des Paar-konfliktes ausgetragen werden. Die unauflösbare Koppelung von Zahlungen an das Kind an das Haushaltseinkommen des Expartners bzw. der Expartnerin verunmöglicht es dem nicht mit dem Kind zusammenlebenden Elternteil immer wieder, die gleiche Großzügigkeit gegenüber den Kindern aufrechtzuerhalten, die vor der Trennung völlig selbstverständlich war. Dann wird der eigene, vielleicht ohnehin enge finanzielle Spielraum den Kindern zuliebe eben nicht soweit wie irgendwie möglich ausgeschöpft, weil man Sorge hat, dadurch der Expartnerin unter die Arme zu greifen, die einen sowieso schon zum „Zahlvater“ degradiert.

Auf der anderen Seite des Spektrums besteht die Gefahr der ökonomischen Überkompensation durch einen der Beteiligten: Gemeinsam verbrachte Zeit lässt sich nicht mit Geschenken ausgleichen und die Gunst des Kindes kann nicht erkaufte werden (Griebel/Oberndorfer 1999, 8). Vielmehr mutet man es ein weiteres Mal dem Kind zu, den Graben zwischen den Haushalten seiner Eltern zu überbrücken und u.U. zwischen einem Sozialhilfehaushalt und einem Haushalt zu pendeln, in dem alles Käufliche im Übermaß zur Verfügung steht.

Bei der Frage nach einem angemessenen Umgang mit den ökonomischen Mitteln geht es aber nicht nur darum, welchen finanziellen Rahmen das Kind konkret erlebt. Geld bildet auch die „Hintergrundmusik“, die oft über die Stabilität und Sicherheit der Beziehungen entscheidet. So führt der Streit über eine angemessene Höhe des Unterhalts immer wieder dazu, dass die Eltern ihre Kommunikation miteinander abbrechen und dann als Elternpaar nicht mehr zur Verfügung stehen.

Schließlich gibt es eine Koppelung zwischen finanziellen Interessen und dem Aufenthaltsort der Kinder, die in Beratungsgesprächen immer wieder zur Sprache kommt. Wenn sich die Eltern zu gleichen Zeiten um die Kinder kümmern, dann heben sich die gegenseitigen Unterhaltsansprüche auf. Zugeschnitten auf kalifornisches Recht beschreiben Wallerstein et al.: „Je länger Sie ihr Kind dazu kriegen, sich in ihrem Haushalt aufzuhalten, desto weniger Unterhalt werden Sie zahlen müssen“ (Wallerstein et al. 2002, 227) und bringen damit die ganze Härte zum Ausdruck, mit der ökonomische Faktoren die Beziehungen der ohnehin verstörten Familie unterminieren.

Zwei Zuhause

Zu den neuen Strukturen nach einer Trennung gehört, dass das Kind jetzt in zwei Wohnungen, später vielleicht auch in zwei Familien zu Hause ist (Griebel/Oberndorfer 1999, 17f). Das bedeutet aber, dass das Kind in beiden Haushalten vollgültiges Mitglied werden muss und nicht bei dem Elternteil, mit dem es weniger Zeit bringt, nur zu Gast sein darf. Konkret heißt dies, dass es für das Kind in beiden Wohnungen ein eigenes Zimmer geben soll oder, wenn dies nicht möglich ist, zumindest ein eigenes Regal, in dem es mit seinen eigenen Dingen über die Besuchskontakte hinaus präsent ist. Der eigene Ort steht symbolisch für die umfassendere Frage, wie sich eine Wohnung kindgerecht gestalten lässt und wie sich gemeinsame Zeit kindgerecht füllen lässt. Für viele Trennungsväter ist die Scheidung der Zeitpunkt, an dem sie das erste Mal über diese Fragen nachdenken müssen. Werden hier keine adäquaten Antworten gefunden, bleibt das Kind ein Fremdkörper und Besuchskontakte können schnell zur unbefriedigenden Pflichterfüllung werden.

Die Vollmitgliedschaft in beiden Haushalten bedeutet auch, dass das Kind in beiden Haushalten feste Aufgaben übernimmt und nicht bei einem seiner Eltern „nur zu Besuch“ ist. Viele Wochenendväter denken irriger Weise, dass sie ihre fehlende zeitliche Präsenz durch maximale Freiräume in der gemeinsamen Zeit kompensieren müssten. Sie setzen dadurch die Chance aufs Spiel, im Leben ihrer Kinder real und

relevant vorzukommen, und riskieren stattdessen, in einem „Paralleluniversum“ wahrgenommen zu werden, als letztlich irrelevante Auszeit vom wirklichen Leben.

Übergänge gestalten

Die Existenz zweier Haushalte bedingt, dass es zu Übergangs- und Übergabesituationen kommt. Diese sind für die Kinder von großer Bedeutung, weil viele von ihnen nur hier gemeinsame Elternschaft erleben können. Ob diese Übergänge zur Keimzelle eines konstruktiven Umgangs mit der Scheidungssituation werden oder zu den belastendsten Augenblicke der Besuchswochenenden, hängt zum einen davon ab, ob Vater und Mutter es schaffen, hier ausschließlich als Elternteile präsent zu sein, oder ob die Übergänge durch Streitigkeiten auf der Paarebene okkupiert werden. Gelingende Übergänge lassen Raum für Botschaften wie: „Ich schätze den anderen Elternteil als deinen Vater/deine Mutter, auch wenn ich mich von ihm getrennt habe“, „Ich finde es gut, dass ihr eine schöne und intensive Zeit miteinander verbracht habt“ oder „Ich finde es schön, dass sich dein Vater/deine Mutter so gut um dich kümmerst“. Zum anderen wird in den Übergabesituationen deutlich, ob es möglich war, die Loyalitätskonflikte des Kindes zu minimieren (was nach Figdor einer der wesentlichen Schutzfaktoren nach der Trennung ist: Figdor 1998, 114). Wurde das Kind von einem oder von beiden Elternteilen in eine Rolle gedrängt, die die Loyalität zu dem je anderen Elternteil belastet, konkret: wird das Kind als Bündnispartner, Vermittler, Informant, als Mitwisser von Geheimnissen, Spion oder Richter missbraucht, so werden die Übergänge für das Kind unerträglich. Wird es aber immer mehr möglich, eine „normale Nachscheidungsfamilie“ zu werden, so wird das Kind einfach nur Kind sein: es wird erzählen, was es erlebt hat, sich über das freuen, wohin es gerade zurückkehrt, es wird versuchen, ein gemeinsames Spiel zu initiieren oder es wird versuchen, die Eltern zu einem gemeinsamen Abendessen zu bewegen.

Partizipation und Korrigierbarkeit

Als eine der drei verletzlichsten Stellen im Scheidungsgeschehen wurde der Einbruch in der Selbstwirksamkeitsüberzeugung der Kinder markiert. Die Trennung wurde zwangsläufig über ihre Köpfe hinweg entschieden (weil sie eine Trennung des Paares, nicht eine Trennung der Eltern ist). Verstricken sich die Eltern im Kampf um ihre Rechte und Privilegien, so setzt sich für die Kinder die Erfahrung fort, dass es nicht um sie geht und dass sie über ihr Schicksal nicht mitentscheiden können. Das bedeutet, dass gute Strukturen nur dann gute Strukturen sein können, wenn die Kinder an deren Entwicklung partizipiert haben. Dabei nützt es wenig, wenn diese Strukturen einmal ausgehandelt und dann über Jahre hinweg rigide eingefordert und durchgesetzt werden. Vielmehr heißt die Kinder an der Gestaltung von Strukturen teilhaben zu lassen, dies altersangemessen zu tun und die Erfahrungen mit den Abläufen immer wieder zur Diskussion zu stellen. Absprachen sollten bei jungen Kindern möglichst verlässlich, bei älteren Kindern zunehmend flexibel gestaltet werden, weil nur dies deren zunehmender Autonomieentwicklung Rechnung trägt (Textor 2005). „Kinder wollen mit ihren jeweiligen altersgemäßen Anliegen gehört werden. Sie wollen nicht hin- und herkommandiert werden, und sie wollen nicht einsam weinen. Sie wollen ein Mitspracherecht, wenn es darum geht, ihre Zeit einzuteilen. Insofern entsprechen ihre Klagen und Vorbehalte in allem ihren Interessen und ihrem Wunsch, zur Unabhängigkeit und zu einem größeren Maß an Selbststeuerung zu gelangen“ (Wallerstein et al. 2002, 201). Solange sich unser Umgang mit Trennung so sehr an den Bedürfnissen der Erwachsenen orientiert wie das derzeit der Fall ist, müssten die kindlichen Bedürfnisse nach Partizipation und korrigierbaren Strukturen auch gesellschaftlich abgesichert werden. Doch leider kennen unsere Gerichte kei-

nen eingebauten Prozess der Überprüfung ihres Vorgehens und ihrer Entscheidungen (Wallerstein et al. 2002, 318).

7.4 Beziehungen

Die Strukturen blieben blutleer und wären wenig tröstlich oder heilsam, würden sie nicht Beziehungserfahrungen ermöglichen und absichern. Deshalb muss eine kindzentrierte Perspektive nach Trennung und Scheidung ebenso aufmerksam darauf sein, wie Sicherheit, Verlässlichkeit und Wärme in den Primärbeziehungen und darüber hinaus gepflegt werden können.

Kontakt

Es steht in der gesamten Forschungslandschaft völlig außer Frage, dass der Verlust des verlässlichen Kontaktes zu mindestens einem der Elternteile im Brennpunkt des kindlichen Trennungserlebens steht und dass entsprechend Qualität und Quantität des Kontaktes zu beiden Elternteilen als Schutzfaktoren zentral für das Wohlbefinden des Kindes sind (z.B. Butz/Boehnke 1999, 173; Fthenakis 1993, 6).

Dies ist alles andere als ein beliebiger privater

Konsens, denn die Rechtsprechung formuliert auf allen Ebenen, dass diese primäre Einbindung des Kindes, so gut dies irgendwie geht, gesichert werden muss. So steht in der UN-Konvention über die Rechte der Kinder: „Die Vertragsstaaten achten das Recht des Kindes, das von einem oder beiden Elternteilen getrennt ist, regelmäßig persönliche Beziehungen und unmittelbare Kontakte zu beiden Elternteilen zu pflegen, soweit dies nicht dem Wohl des Kindes widerspricht“ (Artikel 9, 3). In der EU-Grundrechtecharta ist zu lesen: „Jedes Kind hat Anspruch auf regelmäßige persönliche Beziehungen und direkten Kontakt zu beiden Elternteilen, es sei denn, dies steht seinem Wohl entgegen“ (Artikel 24, Abs. 3). Und das OLG München schreibt in einem Urteil: „Jedes Kind hat von Geburt an ein unveräußerliches Recht auf die gelebte Beziehung zu beiden Eltern. Diese Eltern-Kind-Beziehung dauert ein Leben lang und endet nicht mit der Trennung der Eltern. Das Eltern-Kind-Verhältnis ist die Basis für eine gesunde körperliche, seelische und intellektuelle Entwicklung des Kindes. Nur die positive Beziehung zu beiden Eltern hat günstige Auswirkungen auf das Selbstwertgefühl, auf die eigene Beziehungsfähigkeit, auf die Lebenszufriedenheit und die Lebensqualität des Kindes“ (OLG München, 26 UF 1502/98). Die Gesetzeslage ist also eindeutig: Das Kind wird bei der Scheidung seiner Eltern nicht mitgeschieden. Beide Beziehungen werden als wertvoll angesehen. Die Eltern und andere Involvierte müssen alles dafür tun, diese Beziehungen zu stützen und haben alles „zu unterlassen, was das Verhältnis des Kindes zum anderen beeinträchtigt oder die Erziehung erschwert“. Wer einen dem Kind angemessenen Umgang mit dem anderen Elternteil unterbindet oder hintertreibt, bricht UN-Konventionen, europäisches und deutsches Recht. Entsprechend summiert Klenner: „Es mangelt nicht an den Rechtsinstrumenten, den Anspruch des Kindes auf Nähe und Wegbegleitung beider Eltern sicherzustellen.“ (Klenner 1995, 13).

Die statistischen Zahlen sprechen alarmierend dagegen, dass dem Willen dieser Gesetze wirklich entsprochen wird. So erhebt Figdor, dass siebzig Prozent der Kinder drei Jahre nach der Scheidung der Eltern keinen regelmäßigen Kontakt mehr zu beiden Eltern haben (Figdor 1998, 34). Hier wurde der in der Trennungsberatung propagierte Satz „Eltern bleiben Eltern“ in der Realität widerlegt, denn die Praxis zeigt,



dass Eltern immer wieder so sehr in den Kränkungen und Gefühlen dem Partner gegenüber gefangen sind, dass es unmöglich scheint, gemeinsam die Verantwortung als Elternpaar zu übernehmen. Was aber in der Tat konstant bleibt, sind die massiven Gefühle der Kinder und ihr Bedürfnis, sowohl der Mutter als auch dem Vater einen je eigenen Platz zu geben, weil es auf der Ebene der Kinder keine Möglichkeit einer alternativen Rollendefinition gibt: Kinder bleiben Kinder und definieren sich immer über ihre Beziehungen zu Mutter und Vater oder eben über deren Fehlen. Deshalb ist es notwendig, die Kontaktabbrüche besser zu verstehen, um ihnen ein ehrliches Beziehungsangebot entgegenzusetzen zu können.

Einen Teil der Kontaktabbrüche klärt Klenner in seiner Reflexion von „Ritualen der Umgangsvereitelung“ meiner Einschätzung nach zutreffend und präzise auf, wo er Fälle untersucht, in denen Kinder darauf beharren, ihren leiblichen Elternteil nicht sehen zu wollen. „Regelmäßig erklärt [ein] Elternteil, das Kind könne ja den anderen Elternteil besuchen, wenn es wolle. [...] Wie es sich tatsächlich damit verhält, ist rasch erklärt. Denn ein Kind verfügt im Spannungsfeld zwischen seinen Eltern keineswegs über einen freien Willen. Vielmehr ist es von dem einen Elternteil, bei dem es sein Zuhause hat, abhängig und es kann es sich nicht mit ihm verderben. ‚Wes Brot ich ess, des Lied ich sing‘, sagt der Volksmund dazu“ (Klenner 1995, 8). Klenner rekurriert weiter auf den Kinderpsychiater Richard Gardner, der 1992 den Begriff des „Elterlichen Feindbild-Syndroms“ in die Diskussion eingeführt hat. Diese Diagnose beschreibt, dass Kinder die Negativbilder eines Elternteils so nachhaltig übernommen und verinnerlicht haben, dass sie nicht mehr dazu zu bewegen sind, den anderen Elternteil zu sehen. In der Tat begegnen in der Erziehungsberatung immer wieder Kinder, die während der Diagnostik genau die Sätze und Argumentationen von sich geben, die ein Elternteil im Vorgespräch verbittert und wütend vorgebracht hat. Man kann deutlich spüren, wie wenig die Worte und Gedanken zur Position des Kindes passen, allein aufweichen lässt sich das Syndrom nur schwer und sicherlich nicht gegen den Willen des Hauptsorgeberechtigten.

Der Kontakt zum anderen Elternteil wird aber sicherlich nicht immer so offensichtlich torpediert wie das in den angeführten Beispielen der Fall ist. Vielmehr lässt sich ein anderer, wahrscheinlich viel größerer Teil der Kontaktabbrüche nur mit Blick auf die unterschiedlichen Bedürfnisse von Eltern und Kindern verstehen. Eltern wünschen sich beide Distanz und Raum für die Entwicklung eigener Interessen und getrennter Lebenswege. Den Kontakt zwischen dem Kind und dem abwesenden Elternteil aufrechtzuerhalten erzwingt genau das Gegenteil: Sich mit dem getrennten Partner, seiner Lebensrealität und damit auch der gemeinsamen Geschichte immer wieder auseinanderzusetzen. Das aber verletzt jedes Mal aufs Neue und ist in hohem Maße anstrengend. Es ist für die (abwesenden) Väter anstrengend, weil empirische Untersuchungen zeigen, dass die Emotionen der Männer zu ihren Kindern eng an die Emotionen gekoppelt sind, die sie für ihre Partnerinnen empfinden (Wallerstein et al. 2002, 156ff). Es ist auch für die (allein erziehenden) Mütter schwierig, weil es für sie bedeutet, ihrem Expartner einen bleibenden Platz in ihrem Alltag einzuräumen.

Wäre es aber wirklich möglich, sich darauf zu verständigen, dass es zweitrangig ist, ob die Lösung für die Eltern anstrengend oder angenehm ist und dass es primär darum geht, welche Art von Kontakt sich die Kinder nach einer Trennung wünschen, wäre es also möglich, von den Elternrechten auf die Bedürfnisse der Kinder umzuschalten, dann ginge es neben dem oben besprochenen flexiblen und verlässlichen Umgang vor allem um Alltagspräsenz. Das bedeutet, dass der abwesende Elternteil ein Gesicht bekommt, dass ein „Papa-Kalender“ in der Wohnung hängt, auf dem immer nachzulesen ist, wann man sich wieder trifft, dass Bilder vom abwesenden Elternteil im Kinderzimmer hängen, dass vom fehlenden Elternteil gesprochen wird

(„Guck der Mann hat einen Bart wie Papa“) und dass er in Bilderbüchern und Tischgesprächen vorkommt. Es hieße aber auch, dass der wirkliche Kontakt alltäglich stattfinden darf. Die Wünsche der Kinder sind hier beinahe banal, aber die Kinder spüren sensibel, ob sie diese Wünsche äußern dürfen: „Helft mir, zu dem Elternteil, bei dem ich nicht ständig bin, Kontakt zu halten. Wählt für mich seine Telefonnummer oder schreibt die Adresse auf einen Briefumschlag. Helft mir, zu Weihnachten oder zum Geburtstag ein schönes Geschenk für den anderen zu basteln oder zu kaufen. Macht von den neuen Fotos von mir immer einen Abzug für den anderen mit“ (AKFK 2005).

Präsenz

Geht es bei der Frage des Kontaktes um die Möglichkeit, die Beziehung zum abwesenden Elternteil zu leben, so verschiebt sich der Fokus mit dem Stichwort der Präsenz auf die inhaltliche Füllung der Eltern-Kind-Beziehung. In der aktuellen Diskussion um eine angemessene Form von Elternschaft gewinnt der Begriff der Präsenz immer mehr an Bedeutung (Omer/Schlippe 2002; 2004).

- Präsenz meint, dem Kind im Wissen darum, dass man als (ausreichend) guter Vater oder gute Mutter (zumindest grob) weiß, wie man sein Kind erziehen möchte und diese Ziele auch durchsetzen kann, selbstbewusst gegenüberzutreten. Es hilft einem Kind nämlich nicht, wenn es gerade dann, wenn seine sicheren Strukturen zerbrechen, auch noch mit Eltern konfrontiert wird, die von Selbstzweifel zerfressen handlungsunfähig werden.
- Präzente Eltern wissen etwas über ihr Kind, über Hobbys, Freunde, Sorgen und Träume. Sie verstehen es, weil sie Hintergründe und Alltagsszenen kennen, in die einzelne Bemerkungen des Kindes eingebettet werden können.
- Präzente zu sein bedeutet auch, einen Teil des Alltags zu teilen. Es geht darum, auch gemeinsam Englisch und Mathe zu lernen und sich zu erkundigen, wie das Handballspiel ausgefallen ist. Dazu bedarf es aber einer anderen Qualität des Kontaktes als vierzehntägige Treffen im Kino oder in der Pizzeria.
- Präsenz beschreibt die Sicherheit guter Eltern, sich den Gefühlen und Begabungen der Kinder gewachsen zu fühlen und sie in ihren Stärken und Wünschen, aber auch in ihrer Bedürftigkeit deshalb ernst nehmen zu können. Damit verbunden ist auch die unbedingte Achtung vor der Würde des Kindes, vor seinen Wünschen und seinen Anliegen.
- Schließlich sind präzente Eltern dies nie allein. Sie wissen, dass sie gemeinsam Eltern sind, schwächen sich nicht gegenseitig und lassen sich vom Kind nicht gegeneinander ausspielen. Über die gemeinsame Elternschaft hinaus wissen sie um ihre Unterstützungssysteme und stehen bezüglich der Erziehung der Kinder zumindest punktuell mit Freunden und Institutionen (Kindergarten, Schule, Beratungsstelle) in Austausch.

Väter und Mütter können ihre Präsenz nach Trennung und Scheidung nur behalten, wenn sie sich darüber im Klaren sind, wie sehr diese strukturell gefährdet ist. Dies gilt aus unterschiedlichen Gründen für beide Teile. Alle Gedanken zur fehlenden Passung zwischen Scheidungskindern und ihren Eltern und die gängigen Umgangsmodelle lassen nur einen kleinen Raum wirklich präsent zu bleiben. Dies zu unterschätzen wäre fatal.

Einbindung

Möchte man Scheidungskindern ihre Situation erleichtern, so ist sicherlich der wichtigste Schritt, die Beziehung zu beiden Elternteilen auf ein verlässliches Fundament

zu stellen. Darüber hinaus bietet der Blick auf das weitere Beziehungsnetz viele Möglichkeiten, Einbindung und damit Stabilisierung zu schaffen.

Unter dem Stichwort der Kontinuität wurde bereits darauf hingewiesen, wie wichtig es ist, Institutionen zu erhalten, die für das Kind wichtig sind. Zum einen bedeutet dies, dass versucht werden sollte, Umstrukturierungen wie Umzug oder Schulwechsel so weit wie möglich zu vermeiden. Zum anderen geht es darum, mit diesen Institutionen im Falle einer Trennung offen und eng zusammenzuarbeiten. In den Peer-Kontakten in Schule und Kindergarten, aber auch bei ErzieherInnen und LehrerInnen können Kinder viel Entlastung finden. Wird die familiäre Situation dort aber tabuisiert, entstehen zusätzliche Belastungen, weil Verhaltensveränderungen des Kindes nicht verstanden und damit nicht konstruktiv aufgegriffen werden können.

Im familiären Bereich sind zuerst die Geschwister zu nennen, die als Mitbetroffene dafür prädestiniert wären, sich gegenseitig Unterstützung zu bieten. Eine zu wenig genutzte Ressource sind die Großeltern, die primär zur Entlastung des allein erziehenden Elternteils in den Blick kommen. Aus Sicht der Kinder könnten sie darüber hinaus Garanten der Kontinuität und des langfristigen Erhalts der eigenen Familienkonstruktion sein. Fthenakis verweist darauf, dass bei den derzeitigen demographischen Veränderungen der mögliche Bezug zu den Großeltern einer der wenigen Lichtblicke ist. Seit langem gab es in Deutschland keine Generation, für die die Großeltern so erreichbar wären wie dies heute der Fall ist (Fthenakis 2005). Eben diese Ressource wird in vielen Scheidungsprozessen leichtfertig (aus Sicht der Erwachsenen natürlich mit guten Gründen) aus der Hand gegeben. Der AKFK formuliert: „Seid lieb zu den anderen Großeltern – auch wenn sie bei eurer Trennung mehr zu ihrem eigenen Kind gehalten haben. Ihr würdet doch auch zu mir halten, wenn es mir schlecht ginge! Ich will nicht auch noch meine Großeltern verlieren!“ (AKFK 2005).

Über die Familie hinaus kann der Freundes- und Bekanntenkreis eine tragende Rolle übernehmen. Hier kann Kontinuität und Stabilität erfahren werden, es können sich Möglichkeiten für Kontakte zum Elternteil ergeben, der nicht im Haushalt lebt, und hier können sich männliche Bezugspersonen für Jungen finden, die nicht mit ihrem Vater zusammenleben (und weibliche Bezugspersonen für die Mädchen).

Das schwierigste Kapitel unter der Überschrift Einbindung ist sicherlich der Umgang mit neuen PartnerInnen der Getrennten, denn im Verlauf der Paarprozesse bedeutet das Auftauchen eines neuen Partners fast immer eine Kränkung und eine erneute Konfrontation mit dem Schmerz, dem Verlust und der Wut, die mit der Trennung verbunden waren. Umso wichtiger ist es, sich bewusst zu machen, dass ein verfügbares Triangulierungsobjekt und eine gelingende Partnerschaft des allein erziehenden Elternteils Schutzfaktoren für die Kinder sind (Figdor 1998, 114). Neben diesem Blick auf entwicklungspsychologisch wünschenswerte Rahmendbedingungen geht es natürlich vor allem darum, die Kinder vor weiteren Loyalitätskonflikten zu bewahren. In den Worten der Kinder gesprochen: „Seid fair zu dem neuen Partner, den einer von euch findet oder schon gefunden hat. Mit diesem Menschen muss ich mich ja auch arrangieren. Das kann ich besser, wenn ihr euch nicht gegenseitig eifersüchtig belauert“ (AKFK 2005).

Insgesamt liegen viele Möglichkeiten darin, die Trennung der Eltern nicht nur im Rahmen der zerbrechenden Kleinfamilie zu sehen, sondern sie in ein kompaktes Sozial- und Beziehungsnetz einzubinden. Der Volksmund erinnert daran, dass es ein ganzes Dorf braucht, um ein Kind zu erziehen. Dies gilt umso mehr, wenn die Eltern sich trennen. Ermutigung dazu ist, dass es in der sehr skeptischen Studie von Wallerstein et al. an der Stelle, wo es um Scheidungskinder geht, die erfolgreich im Leben Fuß gefasst haben, sofort einen Querverweis auf Menschen gibt, die das er-

möglichst und mitgetragen haben: Angehörige, Großeltern, Mentoren oder Therapeuten (Wallerstein et al. 2002, 69).

7.5 Emotionen

Heftige Gefühle – Trauer, Wut, Angst, Scham und Schuld – begleiten jede Trennung. Es wurde bereits deutlich, wie wichtig es für die Kinder ist, dass diesen Gefühlen Raum gegeben wird und dass sie angemessen beantwortet werden. Jeder Versuch abzuwiegeln oder gar die Sorgen der Kinder wegzuwischen ginge ebenso in eine falsche Richtung wie Ärger und Unmut über die Kinder, die launisch, unausgeglichene, verschreckt, abweisend oder anklammernd sind. Über die Annäherung an den Gefühlssturm hinaus, die oben bereits versucht wurde, soll es jetzt mit Blick auf die konkrete Gestaltung des Alltags noch um drei weitere Aspekte gehen: um Raum für Freude und Selbstsorge, Umgang mit Konflikten und Umgang mit Schuld.

Freude und Selbstsorge

Es wäre fatal, eine Trennung schönzureden und die negativen Gefühle nicht wahrhaben zu wollen, die sie zwangsläufig auslöst. Umgekehrt kann in manchen Familien die Fixierung auf diese negativen Gefühlen allzu sehr die Oberhand bekommen. Neben Normalität ist Freude dann ein „Zustand“, der nach der Trennung vielen verboten scheint. Dabei ist gerade Zeit für gemeinsames Spiel, für gute Zeit und gemeinsame Unternehmungen so wichtig. Das bedeutet, dass die Eltern – trotz ihrer eigenen Trauer, Verzweiflung und Wut – fähig sein müssen, sich auf Freude einzulassen. Das heißt für den hauptsorgeberechtigten Elternteil, sich von der Organisationsbelastung nicht auffressen zu lassen, für den Nichthauptsorgeberechtigten, sich von seinen Verlustgefühlen nicht dominieren zu lassen. Dies ist gerade kurz nach der Trennung eine große Herausforderung, denn „nur wer sich nach einer Scheidung als Person wieder intakt fühlt, kann als Vater oder Mutter intakt sein“ (Menne et al. 1993, 20) und dann auch Fröhlichkeit ehrlich zulassen. Deshalb gehört zur Sorge um das Kind unabtrennbar die Sorge um sich selbst: der Ausgleich für die alltäglichen Belastungen der Trennungssituation und die Auseinandersetzung mit der Trennung im Gespräch mit Freunden oder einem Berater. Sich nicht um sich selbst zu kümmern, gefährdet das Wohl des Kindes, denn sowohl die Konfrontation mit Beziehungsinhalten, die sie nicht verstehen können oder die sie in Loyalitätskonflikte stürzen, als auch ein psychischer Einbruch eines Elternteils (z.B. eine Depression) sind belastende bzw. zusätzlich traumatisierende Faktoren.

Konfliktniveau und Elternbeziehung

Die Frage nach der Auswirkung des Konfliktniveaus der elterlichen Beziehung beschäftigt die Trennungsfolgenforschung immer wieder. In manchen Fällen geht es dabei offensichtlich darum, die Bedeutung der Trennung der Eltern zu relativieren, denn wenn Kinder – was ja eine Tatsache ist – unabhängig von einer Trennung höchst sensibel auf das Konfliktniveau der Eltern reagieren und auch Kinder aus konfliktbelasteten nicht-getrennten Familien langfristig höhere Belastungen zeigen, dann – so der Trugschluss – ist es nicht mehr so wichtig, ob sich die Eltern faktisch trennen oder nicht.

Meine Argumentation an dieser Stelle geht – bei gleichen Befunden – in eine andere Richtung. In der Tat reagieren Kinder zwangsläufig auf die Konflikte ihrer Eltern: „Die



**Emotionen
Raum geben**

Reaktionen sind physiologischer Natur (Herzfrequenz, Blutdruck, Angstsymptome), Lernen am Modell (uneffektive soziale Muster und Strategien, mangelnde Impulskontrolle, Überanpassung) und die Untergrabung der Qualität der Eltern-Kind-Beziehung“ (Griebel/Oberndorfer 1999, 10). Die Erfahrungen nicht erklärter, nicht verstandener, nicht beeinflussbarer und nicht kalkulierbarer Konflikte schädigen Kinder nachhaltig (Butz/Boehnke 1999, 223). Z.B. ist seit zwanzig Jahren empirisch nachgewiesen, dass es einen Zusammenhang zwischen dem Konfliktniveau der Eltern und dem Verhalten von Jungen in der Schule und speziell auch ihren Lesefertigkeiten gibt (Fthenakis 1993, 4). Umgekehrt sind das Fehlen massiver langjähriger Konflikte in der Vortrennungsphase und eine deutliche Entspannung nach der Trennung eindeutig identifizierte Schutzfaktoren für die Kinder (Figdor 1998, 114).

Angesichts dieser Befunde erschreckt es, wie viele Eltern sich damit abfinden, dass sie ihre Konflikte selbst in den Bereichen nicht lösen können, die die Kinder unmittelbar betreffen. In einer (allerdings veralteten Studie von 1988) zeigte sich, dass zwanzig Monate nach der Scheidung noch immer fünfzehn Prozent der Eltern extreme Streitigkeiten hinsichtlich der Besuchs- und Sorgerechtsregelung angaben und etwa zwanzig Prozent glaubten, dass sie überhaupt nicht oder nur wenig im Hinblick auf die Kinder mit ihrem Partner kooperieren können (Fthenakis 1993, 4). Unterlegt man aktuelle Zahlen würde das bedeuten, dass sich jährlich bei über 30.000 Kindern die Eltern mit der Botschaft aus der gemeinsamen Erziehungsverantwortung verabschieden, dass sie nicht bereit sind sich ihrem Kind zuliebe zumindest einen respektvollen Umgang mit dem ehemaligen Lebenspartner zu erarbeiten. Dass den Kindern auf dem Weg zu einer Versöhnung mit der Situation dann die Hände gebunden sind, versteht sich von selbst.

Dieses vehemente Plädoyer für eine Versöhnungskultur getrennter Paare darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass das Trauma der Trennung dadurch bleibt. Wieder einmal sind es die langfristigen Befunde, die hier beunruhigen: „Die Regel ‚Nur kein Streit!‘ bewahrt die Kinder nicht vor Angst und Unruhe, wenn sie heranwachsen und sich auf die Suche nach Liebe und Intimität machen. In dieser Arena sind sie nicht anders als die Kinder aus hochgradig konfliktbelasteten Familien. Wir irren uns also, wenn wir den Eltern sagen, dass sie ihre Kinder dadurch, dass sie nicht offen miteinander streiten, vor den langfristigen Scheidungsfolgen bewahren können, die erst im Erwachsenenalter ins Spiel kommen. Das Sicherheitsnetz, das eine gute kollektive Interaktion in der Zeit nach der Scheidung für die Kinder darstellt, spielt keine Rolle mehr, wenn sie erwachsen sind. Das Gefühl, dass eine verlässliche, dauerhafte, liebevolle Beziehung außer Reichweite bleibt, ist ein Überbleibsel der elterlichen Scheidung, das mit dem punktuellen Konflikt im Augenblick der Trennung nichts zu tun hat. Die Wucht dieser Erfahrung hallt im Leben der erwachsenen Scheidungskinder nach und verstärkt sich, ob die Eltern gesittet miteinander umgingen oder nicht“ (Wallerstein et al. 2002, 288f).

Mit Schuld umgehen

Ebenso wie für Wut, Aggression und Streit müssen für das Thema der Schuld die Eltern spürbar die Verantwortung übernehmen. Dabei geht es auf einer ersten konkreten Ebene darum, den Kinder immer wieder zu versichern, dass sie keinerlei Schuld an der Trennung trifft und ihnen plausible und altersgemäße Erklärungen dafür zu liefern, warum sich die Eltern trennen.

Das Familiengericht von Milwaukee dringt bei der Formulierung von zehn Regeln für den Scheidungsfall eine Ebene tiefer in die Problematik vor, indem es die prinzipielle Lastenverteilung nach einer Trennung reflektiert. Als abschließende, zehnte Regel formuliert das Gericht: „Das Recht auf Anerkennung, dass von einer Scheidung be-

troffene Kinder immer benachteiligte Parteien sind“ (1991). Das bedeutet, dass bei jeder Scheidung Schuld den Kindern gegenüber entsteht, die die Eltern verantworten müssen.

Helmuth Figdor findet in dieser schmerzlichen Erkenntnis den Schlüssel zur Neuordnung der Nachtrennungssituation und er wählt „verantwortete Schuld“ als einen Dreh- und Angelpunkt seiner Elternberatung. Gelingt es sich der Erfahrung eigener Schuld zu stellen, muss man den Expartner nicht als Alleinschuldigen abstempeln und sich selbst dadurch rechtfertigen (die analytische Sprache spricht hier von Spaltungsmechanismen). Die Anerkennung eigener Verantwortlichkeit verhindert auch, dass die Realität verzerrt oder nur in Ausschnitten wahrgenommen werden muss. Das aber „erhöht Sensibilität und Empathie gegenüber den Kindern; führt dazu, dass man die Aggressionen der Kinder eher akzeptieren kann; führt zum Bemühen um Wiedergutmachung und in diesem Zusammenhang zu einer größeren Bereitschaft, die Beziehung des Kindes zum anderen Elternteil (ungestört) zuzulassen; macht irrationale Schuldzuweisungen unnötig, wodurch die eigene Beziehung zum Ex-Partner entlastet wird, was als Konsequenz u.a. die Loyalitätskonflikte der Kinder entlastet“ (Figdor 1998, 179).

7.6 Sprache finden

Ludwig Wittgenstein erinnert uns daran, dass die Grenzen unserer Sprache die Grenzen unserer Welt sind. Übertragen auf die Situation nach einer Trennung bedeutet das, dass es für alle Beteiligten wichtig ist, eine Sprache dafür zu finden, was passiert ist, wo man jetzt steht und wie es weitergehen kann. Diese Sprache muss Stück für Stück gefunden (erfunden) werden und sie umfasst alle Bereiche des Lebens. Es geht darum, den Gefühlssturm immer mehr in Worte zu fassen und ihn im Detail, aber auch im Ganzen (z.B. durch treffende Metaphern) zu beschreiben. Es geht darum, die gerichtlichen Prozesse mit verständlichen Worten und Bildern durchsichtig und so weit dies geht beeinflussbar zu machen (Griebel/Oberndorfer 1999, 17f). Es geht darum, eine Sprache zu finden, in der man in der Öffentlichkeit der Schule, oder des Freundeskreises darüber sprechen kann, was einem widerfahren ist und mit der man sich auch gegen Diskriminierungen und Anfeindungen wehren kann (Griebel/Oberndorfer 1999, 17f). Und es geht darum, eine Sprache für neue Einrichtungen und Rituale zu finden, die es im Alltag nach einer Trennung gibt (Papa-Wochenende).

Wiederum kann die Aufgabe unmöglich den Kindern überlassen bleiben. Vielmehr sollten sich die Eltern darum bemühen, eine gemeinsame Version des Scheidungsgeschehens zu finden, um so die Loyalitätskonflikte des Kindes zu minimieren (Figdor 1998, 130) und ihm zu ermöglichen, sich in dieser neuen Welt zu Recht zu finden. Das bedeutet aber vor allem, dass die Eltern ihre eigene Sprachlosigkeit überwinden müssen. Dies mit allen Mitteln zu unterstützen, beschreibt Klenner als „Erste Hilfe zur Gewährleistung des Kindeswohls“. Der Gerichtsalltag zeigt, dass man hier zu spät kommen kann und dass dann die Wege zu einer konstruktiven Lösung der Situation verbaut sind (Klenner 1995, 3).

Wie aber können Kinder aus getrennten Beziehungen eine Sprache dafür finden, was ihnen widerfahren ist?

1. Erstens geht es darum, den Kindern bedeutende Kernsätze immer und immer wieder zur Verfügung zu stellen: „Darum haben wir uns getrennt“, „Ich habe dich noch immer lieb“, „Es ist nicht deine Schuld, dass wir uns getrennt haben“, „Ich



finde es schön, dass du Papa anrufen willst und dich so gerne mit ihm triffst“. All das sind Sätze, die nicht als Informationen einmal gehört werden können, sondern die in unzähligen Varianten durchgespielt werden müssen, bis sich aus ihnen eine Geschichte bzw. eine im Alltag intuitiv funktionierende Situationsdefinition ergibt.

2. Zweitens ist es möglich, eine passende Sprache durch Medien zu finden, z.B. für kleine Kinder in Bilderbüchern über Trennung und Scheidung.
3. Drittens ist es von ungeheurer Bedeutung, nicht auf „die eine Sternstunde“ zu warten, in der man mit seinen Kindern sprechen kann. Stattdessen gilt es die kleinsten Gesprächsanlässe zu bemerken und sie zu nutzen. Ein Beispiel dazu aus einem Beratungsgespräch: Eine Mutter erzählt, dass sie mit ihrem Kind, das die Tage der Trennung tapfer ertragen hat, die Treppe hoch in die neue Wohnung geht. Als das Kind sich den Fuß nur ein bisschen anstößt, beginnt es zu weinen. Die Mutter nimmt das Kind auf den Schoß und sagt nur „Es tut so weh“. Mit diesem Satz (einem passenden Angebot für eine Situationsdefinition) brechen alle Dämme des Kindes und es ist möglich, über all das Erlebte zu weinen und – später – auch darüber zu sprechen.
4. Schließlich ist es möglich, langsam und altersangemessen, von den Eltern Worte und Beschreibungen für das, was passiert ist, angeboten zu bekommen. „Die meisten Kinder hören von ihren Eltern so gut wie nichts über deren Nöte und nichts über die Gründe, die hinter ihrer Scheidungsabsicht stehen – kein Wort über die inneren Kämpfe, kein Wort darüber, dass sie gezögert haben, dass es ihnen Leid tut, dass sie es aber einfach nicht mehr aushalten können. Es ist, als ob die Scheidung aus heiterem Himmel käme. Niemand sagt ein Wort“ (Wallerstein et al. 2002, 77). Dieses Schweigen sensibel zu brechen, liegt in der Verantwortung der Eltern.

8 Literatur

- Arbeitskreis Eltern für Kinder (AKFK 2005), Wenn Eltern sich trennen – das wünschen sich Kinder, www.familienhandbuch.ch/cmmain/f_Aktuelles/a_Trennung_Scheidung/.
- Ariès, Philippe (1978), *Geschichte der Kindheit*, dtv, München ¹¹1994.
- Bauers, Bärbel (1993), „Psychische Folgen von Trennung und Scheidung für Kinder“, in: Menne et al. (1993), 39-62.
- Bayer, Hiltrud /Renate Bauereiss (2003), „Haushalt und Familie in der amtlichen Statistik“ in: Walter Bien/Jan H. Marbach (Hg.) Partnerschaft und Familiengründung. Ergebnisse der dritten Welle des Familien-Survey, Leske + Budrich, Opladen.
- Beck, Ulrich (1986), *Risikogesellschaft*, Suhrkamp, FfM.
- Beck, Ulrich/Elisabeth Beck-Gernsheim (1990), *Das ganz normale Chaos der Liebe*, Suhrkamp, FfM.
- Bertram, Birgit (2006), „Kinder in unserer Gesellschaft“, in: Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen (Hg.), *Soziale Arbeit. Zeitschrift für soziale und sozialverwandte Gebiete*, 1/2006, Eigenverlag, Berlin, 2-8.
- Brinck, Christine (2006), „Gute Scheidung, schlechte Scheidung“, in: Süddeutsche Zeitung – Kultur vom 28.01.2006, www.sueddeutsche.de/kultur/artikel/115/69046/print.html.
- Butz, Petra/Klaus Boehnke (1999), „Problemverhalten im Kontext familiärer Veränderung durch Trennung und neue Partnerschaft der Eltern“, in: Walper/Schwarz (1999), 171-189.
- Dahlinger, Klaus/Alfred Haslbeck/Egon Seits (2006), *Ehe- und Paarberatung als Kerngeschäft der EFL- Beratung*, unveröffentlichtes Manuskript, München.
- Deutsche Liga für das Kind in Familie und Gesellschaft e.V., Deutscher Kinderschutzbund und Verband alleinerziehender Mütter und Väter e.V. (Hg.) (2005) (Wegweiser), Wegweiser für den Umgang nach Trennung und Scheidung. Wie Eltern den Umgang am Wohl des Kindes orientieren können.
- Eckardt, Jo (2005), *Kinder und Trauma. Was Kinder brauchen, die einen Unfall, einen Todesfall, eine Katastrophe, Trennung, Missbrauch oder Mobbing erlebt haben*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.
- Familiengericht von Milwaukee (1991), „Grundrechte von Scheidungskindern“, in: M.R. Textor, Scheidungszyklus und Scheidungsberatung. Ein Handbuch, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, 169f.
- Figdor, Helmuth (1998), *Scheidungskinder – Wege der Hilfe*, Psychosozial Verlag, Gießen.
- Figdor, Helmuth (2001), *Kinder aus geschiedenen Ehen: Zwischen Trauma und Hoffnung*, Mainz.
- „Fragt doch eure Kinder“, www.trennungskinder.de/fragt-doch-eure-kinder.htm.
- Fthenakis, Wassilios E. (1993), Kindliche Reaktion auf Trennung und Scheidung, www.vew.ch/lit/fthenaki.htm.
- Fthenakis, Wassilios E. (2005), Familienentwicklung in Deutschland – Aporien, Chancen, Interventionsbedarf, Vortrag vom 9. November 2005 im Rahmen der Tagung „Quo vadis Beratung“ in Fulda.
- Fthenakis, Wassilios E./Bernhard Kalicki/Gabriele Peitz (2002), *Paare werden Eltern. Die Ergebnisse der LBS-Familienstudie*
- Griebel, Wilfried/Rotraut Oberndorfer (1999), Scheidung und Trennung – Reaktionen der Kinder und der Schule, www.familienhandbuch.de/cmmain/s_347.html.
- Gronemeyer, Marianne (2000), *Immer wieder neu oder ewig das Gleiche*, Primus, Darmstadt.
- Hildenbrand, Bruno, Kein Kontakt zum anderen Elternteil – Konsequenzen für Kinder, www.familienhandbuch.ch/cmmain/f_Aktuelles/a_Teilfamilien/s_1492.html.
- Hutter, Christoph (2003a) „Therapie und Beratung – Notizen zu einer Abgrenzung“, in: Christoph Hutter/Michael Hevick/Bernhard Plois/Birgit Westermann (Hg.), *Herausforderung Lebenslage. PraxisReflexe aus der Ehe-, Familien-, Lebens- und Erziehungsberatung*, LIT, Münster, 131-144.
- Hutter, Christoph (2003b) „Trennung und Scheidung: nicht nur ein persönliches Problem“, in: Christoph Hutter/Michael Hevick/Bernhard Plois/Birgit Westermann (Hg.), *Herausforderung Lebenslage. PraxisReflexe aus der Ehe-, Familien-, Lebens- und Erziehungsberatung*, LIT, Münster, 215-230.
- Hutter, Christoph (2003c), *Individualisierung und Komplexität. Zur gesellschaftlichen Funktion von Familienberatung*, unveröff. Diplomarbeit, Universität Münster, 2003.

- Hutter, Christoph (2005), „Eine praktisch theologische Verortung der EFLE-Beratung“, unveröffentl. Manuskript, Münster.
- Jäckel, Karin (2005), Die gemeinsame Sorge für gemeinsame Kinder, www.familienhandbuch.ch/cmain/f_Aktuelles/a_Trennung_Scheidung/.
- Klenner, Wolfgang (1995), Rituale der Umgangsvereitelung bei getrennt lebenden oder geschiedenen Eltern, in: Zeitschrift für das gesamte Familienrecht, 42. Jg., Heft 2a, 1529ff, www.vev.ch/presse/fa151295.htm.
- Kodjoe, Ursula (1997), Scheidung aus der Sicht der Kinder, www.vev.ch/de/hofstat3.htm.
- Köllner, A./Arist von Schlippe (2004), Fragebogen zur Elterlichen Präsenz, Osnabrück.
- Kränzl-Nagl, Renate (2005), „Die Scheidung gibt es nicht. Kinder, Frauen und Männer erleben und bewältigen Scheidung sehr unterschiedlich“, in: beziehungsweise 04/2005, www.familienhandbuch.ch/cmain/f_Aktuelles/a_Trennung_Scheidung/.
- Menne, Klaus/Herbert Schilling/Matthias Weber (Hg.) (1993), *Kinder im Scheidungskonflikt. Beratung von Kindern und Eltern bei Trennung und Scheidung*, Juventa, Weinheim/München.
- Nave-Herz, Rosemarie (1993), „Trennungs- und Ablöseprozesse der Kinder von ihren Eltern. Ein historischer Vergleich“, in: Menne et al. (1993), 25-37.
- Omer, Haim/Arist von Schlippe (2002), Autorität ohne Gewalt. Coaching für Eltern von Kindern mit Verhaltensproblemen. „Elterliche Präsenz“ als systemisches Konzept, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.
- Omer, Haim/Arist von Schlippe (2004), Autorität durch Beziehung. Die Praxis des gewaltlosen Widerstands in der Erziehung, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen.
- Ramachandran, Vilayanur (2005), *Eine kurze Reise durch Geist und Gehirn*, Rowohlt, Reinbek bei Hamburg.
- Sabine Walper und Beate Schwarz (Hrsg.), *Was wird aus den Kindern?*, Weinheim/München 1999.
- Sennett, Richard (1986), *Verfall und Ende des öffentlichen Lebens. Die Tyrannei der Intimität*, Fischer, FfM ¹²2001.
- Spitzer, Manfred (2002), *Lernen. Gehirnforschung und die Schule des Lebens*, Spektrum Akademischer Verlag, Heidelberg/Berlin.
- Suess, J. Gerhard (1993), „Das Kindesinteresse im Scheidungsverlauf. Implikationen für die Beratungspraxis“, in: Menne et al. (1993), 167-183.
- Textor, Martin R. (2005), Nach der Trennung: Wie soll ich mich meinen Kindern gegenüber verhalten? www.familienhandbuch.ch/cmain/f_Aktuelles/a_Trennung_Scheidung/.
- Todorov, Tzvetan (1998), *Abenteuer des Zusammenlebens. Versuch einer allgemeinen Anthropologie*, Fischer, FfM.
- Wallerstein, Judith S./Julia M. Lewis/Sandra Blakeslee (2002), *Scheidungsfolgen – Die Kinder tragen die Last. Eine Langzeitstudie über 25 Jahre*, Votum, Münster.
- Walper, Sabine/Beate Schwarz (Hrsg.) (1999), *Was wird aus den Kindern? Chancen und Risiken für die Entwicklung von Kindern aus Trennungs- und Stieffamilien*, Juventa, Weinheim/München.
- Willi, Jürg (2002), *Psychologie der Liebe. Persönliche Entwicklung durch Partnerbeziehungen*, Klett-Cotta, Stuttgart.

Dr. Christoph Hutter
 Leiter des Psychologischen Beratungszentrums Lingen
christoph-hutter@t-online.de